33. Jahrgang. 12. April 1917. Heft 28.

Kriegs-Ausgabe

Reclams Universum

Preis 35 Pfennig.



Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr
bei Vorausbezahlung vierteljährl. 4 M.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

Martin Luther. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit etwa 400 Abbildungen vorwiegend nach alten Quellen. Von Paul Schreckenbach und Franz Neubert. (Verlag J. J. Weber, Leipzig. 10 Mark.) Als eine Festgabe an das deutsche Volk zur vierhundertjährigen Jubelfeier der deutschen Reformation, die in diesem Jahre stattfindet, ist das schöne vorzüglich angelegte Werk gedacht. Paul Schreckenbach, der Verfasser des Textes, hat es verstanden, das Wesen Luthers als das des echt deutschen Mannes und Kämpfers dem Leser lebendig vor Augen zu führen, während Franz Neubert ein außerordentlich reichhaltiges Bildmaterial zusammengestellt hat, das Luthers Zeit in fesselnden, zum großen Teil alten Quellen entnommenen Darstellungen vor dem Auge des Beschauers neu aufleben läßt. So ist ein auf zuverlässigen geschichtlichen Grundlagen beruhendes wahrhaft volkstümliches Werk entstanden, und aufs beste ausgestattet worden, das in keiner deutschprotestantischen Familie fehlen sollte.

Peter Roseggers Gesammelte Werke. Die im Verlag L. Staackmann in Leipzig erschienene Sammlung von Roseggers Werken hat nun mit Band 39 und 40 ihren Abschluß gefunden. Die beiden Bände führen den Titel „Mein Weltleben, Erinnerungen eines Siebzigjährigen“, und behandeln Roseggers reiches Leben in dem behaglichen und versöhnlichen Plauderton des Siebzigjährigen. Besonders zeitgemäß und köstlich sind die Abschnitte, in denen er seine Erfahrungen mit der Zensur erzählt, Erlebnisse, denen man in diesen Zeiten lebhaftes Verständnis entgegenbringen wird.

Der Frühlingszaun. Geschichten und Bilder von Ferdinand Künzelmann. (Verlag Reuß & Itta, Konstanz.) Das zierliche, hübsch ausgestattete Bändchen umfaßt eine Reihe feiner kleiner Skizzen und Erzählungen voll Poesie und Innigkeit. Jedermann wird an dem schmucken Büchlein seine Freude haben.

Nur Erinnerungen. Von Paul Lindau. Erster Band. (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf., Stuttgart. Geh. 6,50 Mk., geb. 9 Mk.) Frisch und frei hat Lindau aus dem reichen Inhalte seines Lebens geschöpft. Ein Stück deutscher Kulturgeschichte zieht an uns vorüber in diesen bunten, unterhaltsam und geistreich geschriebenen Bildern. Wir wandern mit Lindau von einem Redaktionstisch an den anderen und gewinnen von der Entwicklung der deutschen Presse eine lebhaftere Anschauung, als ein gründliches Buch darüber sie zu bieten vermöchte. Vor allem aber zeichnen sich diese „Erinnerungen“ durch eine Fülle glänzender Charakteristiken aus, die teils schon durch die geschilderten Männer selbst fesseln (Lassalle, Emil Brachvogel, Lothar Bucher, Freiligrath, Auerbach, Hoffmann v. Fallersleben und andere), teils durch die Kunst, mit der Lindau die Lebensbilder sonst ganz Unbekannter bald tragisch erschütternd, bald mit köstlichem Humor vor uns hinstellt. Daß es darin an witziger Satire nicht fehlt, ist bei ihm selbstverständlich; den Grundzug seiner „Erinnerungen“ aber bildet eine herzliche Dankbarkeit für alles Gute und Fördernde, das er auf seinem vielverschlungenen Lebenswege genossen.

Natur- und Jagdstudien in Deutsch-Ostafrika. Von Hans Besser. (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geheftet 1 Mark.) Der Verfasser, dessen erstes Bändchen „Raubwild und Dickhäuter in Deutsch-Ostafrika“ mit großem Beifall aufgenommen wurde, schildert seine zum Teil recht aufregenden, aber volle Wahrheit atmenden Erlebnisse auf der Jagd nach Büffeln, Zebras, Affen, Gnus und anderen Antilopen, nach Flugwild, sowie seine Begegnungen und Erfahrungen mit den afrikanischen Schlangen und Krokodilen. Dazwischen fesseln Landschafts- und Stimmungsbilder sowie Schilderungen der Betätigung der eingeborenen Negerbevölkerung, die mit dem Verständnis des scharfen Beobachters erfaßt und launig vorgeführt werden.

Franziska. Roman von Liesbet Dill. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 4 Mark, geb. 5 Mark.) Wieder ist es ein Frauenschicksal, das Liesbet Dill gestaltet hat: das Schicksal einer Sängerin, die sich vor die Wahl zwischen freiem Ausleben ihrer starken Künstlerpersönlichkeit und einem festumgrenzten Leben, eingeordnet in die Existenz eines geliebten Mannes, gestellt sieht. Wir atmen die Luft der verschiedenen Lebenskreise: des bohemehaften Haushaltes der Sängerin, des Bühnen- und Schauspielerwesens, in dem sie wurzelt, der vornehm gefestigten Geselligkeit und des strengen Berufes, dem der Arzt angehört. Dazu als Rahmen die schöne landschaftliche Umgebung einer süddeutschen Residenzstadt. „Franziska“ wird sich neben den früheren Romanen der Dichterin einen gesicherten Platz in der Gunst ihrer Leser erringen.

Die Wiedergeburt der deutschen Familie im Weltkrieg. Von Prof. Dr. Fr. Walter. (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.) Eine wichtige Frage behandelt der Verfasser dieses kleinen Werkes. Aus den läuternden Schmerzen unserer Zeit erhofft er den erneuten Zusammenschluß der Familie als Hüterin höchster ethischer Werte und wachsender Volkskraft.

Verdun. Ein Kriegsskizzenbuch von Korpsmaler Albert Reich. Mit Einleitung von Major a. D. Franz Carl Endres. (Lucas-Verlag G. m. b. H., München. Geb. 3 Mark.) Eine hübsche Erinnerungsgabe an die gewaltigen Kämpfe um Verdun für alle, die mit in diesem Abschnitt kämpften, für die Heimat, die mit Hangen und Bangen den Nachrichten von dort lauschte. Der Künstler hat ein bleibendes Denkmal an die furchtbaren Kampfestage geschaffen.

Geschichte, Krieg und Seele. Reden und Aufsätze von Geheimrat Prof. Dr. R. Seeberg. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. 4,80 Mk.) Dieses neue Werk des berühmten Berliner Theologen wird vielen eine willkommene Gabe sein. Denn es ist ganz aus der Stimmung und dem Geiste der Gegenwart erwachsen. Bücher wie dieses sind berufen, den Willen zum Ausharren und zum Sieg zu festigen, Mut und Freudigkeit zu heiligem Ernst und Innerlichkeit zu vertiefen. Denn hier werden von höchster Warte jene Fragen angeschnitten, die uns im Innersten bewegen.

Unter Eskimos und Walfischfängern. Eismeerfahrten eines jungen Deutschen von Kurt Faber. Mit Geleitwort von Erwin Rosen. (Verlag Robert Lutz, Stuttgart. 6 Mark.) Der junge Elsässer Faber, ein deutscher Draufgänger, erzählt anschaulich und fesselnd von seinen Erlebnissen und Abenteuern. Die erste Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen fand 1915 in der „Täglichen Rundschau“ statt, unter deren Lesern die Erlebnisse Aufsehen erregten. „. . . Da haben mir viele Leser allerlei Nettes geschrieben,“ sagt der Verfasser im Vorwort, „aber einer hatte seine Feder tief eingetaucht, um mir seine Entrüstung auszusprechen: ‚Mein Herr, für was halten Sie mich eigentlich? Ich glaube Ihnen nicht!‘ — Ich aber will, daß du meinen Worten glaubst und daß du sie hinnimmst als das, was sie sind: die grimme Wirklichkeit eines phantastischen Lebens. Es gibt ein Sprichwort, das da sagt: ‚Die Wahrheit ist seltsamer als die Erfindung‘. An dieses sollst du dich erinnern bei jeder Zeile dieses Buches.“ Fabers Eismeerbuch wird jung und alt zu Hause und im Feld gleichermaßen fesseln und erfreuen.


SOBRANJE
Die neue Manoli

Reclams Universum

33. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 28:

12. April 1917

Illustrierte Weltrundschau:

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 35 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 4 Mark.

Liebhaber-Ausgabe:

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 60 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 6 Mark.



Emil v. Behring †.

Nach einer Radierung von Professor Koepping.





Ein Wohltäter der Menschheit.

Zum Tod Emil v. Behrings, des Begründers der Serumbehandlung. Von Prof. Dr. Paul H. Römer, Greifswald.

Bald nach Paul Ehrlichs Tod hat die deutsche Forschung einen neuen schweren Verlust erlitten: Emil v. Behring, der Begründer der Serumbehandlung, ist in Marburg nach längerem Leiden gestorben. Durch seine bahnbrechenden Forschungen auf dem Gebiet der Diphtherie- und der Tetanusbekämpfung hat er der Menschheit unübersehbare Dienste geleistet, und seine Methode hat besonders im gegenwärtigen Krieg durch die Impfungen gegen Cholera, Tuberkulose, Typhus, Starrkrampf und andere Krankheiten unzählige Menschenleben vor Ansteckung bewahrt. Der Greifswalder Professor Dr. Paul Römer, ein trefflicher Kenner Emil v. Behrings, hat uns vor wenigen Jahren aus Anlaß des 60. Geburtstages des letzteren nachstehende Studie zur Verfügung gestellt, die ein treffliches Lebens- und Schaffensbild des Verstorbenen gibt.

Jedem Laien ist die Erfahrung geläufig, daß das Überstehen mancher ansteckenden Krankheiten einen Schutz, eine Immunität gegen erneute Ansteckung mit der gleichen Krankheit zurückläßt. Begreiflicherweise hat das Kausalitätsbedürfnis des Menschen seit Jahrhunderten eine Erklärung für dieses altbekannte merkwürdige Naturgesetz gesucht. Keine befriedigte. Auch nachdem jenes Naturgesetz von der Immunität nach überstandener Krankheit in der bekannten Pockenschutzimpfung Jenners, in den durch Louis Pasteur eingeführten Schutzimpfungen gegen den Milzbrand, die Hundswut und andere Krankheiten so unendlich segensreiche, praktische Anwendungen gefunden hatte, hat sich die medizinische Wissenschaft vergeblich bemüht, den unumstößlich richtigen Grundgedanken dieser Schutzimpfungen uns theoretisch verständlich zu machen. Die nach diesen praktischen Erfolgen von zahlreichen Forschern versuchten Erklärungen der Immunität waren so widerspruchsvoll, daß über die theoretische Seite der Immunitätsfrage nach wie vor Dunkel verbreitet blieb. In dieses Dunkel fuhr wie ein helleuchtender Blitzstrahl die Entdeckung Behrings.

Künstlich gegen die Diphtherie oder gegen den Tetanus (Wundstarrkrampf) immunisierte Tiere verdanken diese Immunität einer besonderen neuen Eigenschaft ihres Blutes. Ihr Blut macht das Gift der Diphtheriebazillen bzw. der Tetanusbazillen unschädlich, während das Blut nicht geschützter Tiere ganz unwirksam ist. Die Übertragung des giftfeindlichen Blutes der immunisierten Tiere auf nicht immunisierte der gleichen oder einer anderen Art schützt diese gegen die betreffende Krankheit, ja vermag nach schon ausgebrochener Krankheit dieselbe zu heilen. Im Blute ist das Blutwasser (Blutserum) und zwar das Eiweiß des Blutserums der Träger der giftfeindlichen Wirkung. Diese neuen, von ihm entdeckten Gegengifte gegen die Gifte (Toxine) heimtückischer Bakterien nannte Behring Antitoxine.

In theoretischer Hinsicht also gründliche Aufräumung der vielen alten verwirrenden Immunitätslehren — das ist das befreiend Revolutionäre in Behrings Entdeckung. Und nach der positiven Seite mit dieser Entdeckung der Antitoxine ein Bekanntmachen mit bis dahin gänzlich unbekannten und ungeahnten Kräften der Natur, die Geburt einer gänzlich neuen Wissenschaft.

Die Eindrücke, die der am 15. März 1854 in Hansdorf bei Deutsch-Eylau (Westpreußen) geborene Emil Behring als Schüler des Gymnasiums zu Hohenstein in Ostpreußen bei seinen Lehrern auf Grund seiner Schulleistungen hinterließ, sind schon derart gewesen, daß seine Lehrer von dem 1874 die Schule verlassenden Abiturienten Besonderes für die Zukunft erwarteten. Sein damaliger Direktor, der spätere Provinzialschulrat Trosien, hat in der Förderung seines auffallend begabten Schülers eine wichtige Aufgabe gesehen. Behring bezog dann die militärärztlichen Bildungsanstalten in Berlin, promovierte 1878 zum Dr. med. und erhielt 1888 die Approbation als Arzt. Die folgenden Jahre war er als Militärarzt in verschiedenen Garnisonen Schlesiens und Posens. Bis hierhin scheint dem oberflächlichen Betrachter die Entwicklung des jungen Arztes reichlich „normal“. Aber wir merken doch auf, wenn seinen Studiengenossen auffällt, wie er neben dem Studium der Medizin Zeit findet, eifrig erkenntnistheoretische Probleme sich angelegen sein zu lassen. Sein Drang nach Wahrheit und Klarheit im Erkennen findet auf medizinischem Gebiet ein aussichtsreiches Feld in der experimentellen Forschung, mit der er im Jahre 1878 durch den damaligen



Wirkl. Geheimer Rat Dr. Emil v. Behring in der Bazillen-Brutkammer seines Instituts in Marburg.

Oberarzt an der Westphälischen Nervenklinik Adamkiewicz zum erstenmal vertrauter wurde. Und dieses Interesse betätigte er neben der Erfüllung seiner dienstlichen Obliegenheiten als junger Militärarzt zunächst durch Studien über die Wirkungsweise des Jodoforms. Es ist recht kennzeichnend für Behring, daß er im Widerspruch zu der Lehrmeinung, dem Jodoform kämen keine antiseptischen Fähigkeiten zu, mit seiner Forschung einsetzt, indem er an die ihm erwiesene praktische Brauchbarkeit des Jodoforms anknüpft. Die Lösung seiner Aufgabe findet er in einer Richtung, die ihm den Weg zu seiner späteren Großtat finden half. Er fand, daß das Jodoform zwar nicht auf die Eitererreger selbst, wohl aber auf die von ihnen gebildeten Gifte vernichtend wirkt. Dieses hier gewonnene Interesse für die Bakteriengifte sollte ihn — zum Heile für die Menschheit — nicht wieder verlassen.

Im Jahre 1887 war Behring als Stabsarzt in Bonn im Pharmakologischen Institut unter Binz tätig. Zum erstenmal faßt er hier eine Immunitätsfrage an und zwar wieder in einer Weise, die für ihn richtunggebend wird. Die eigenartige hohe natürliche Immunität, die Ratten gegen die Milzbrandinfektion genießen, erklärte er durch eine bakterienfeindliche, weil zu stark alkalische Reaktion ihres Blutserums. Man hat darüber gestritten, ob seine Erklärung richtig ist. Ist sie es nicht, so hat sich wieder einmal gezeigt, daß führenden Geistern auch Irrtümer Wegweiser zur Wahrheit werden müssen.

Die Erkenntnis von der Bedeutung der Bakteriengifte für das Wesen der Infektionskrankheiten und der Gedanke von der Bedeutung des Blutserums als Träger von Krankheitsschutz — das waren aus dieser vorbereitenden Zeit die Ergebnisse, mit denen Behring im Jahre 1888 an die Kaiser-Wilhelm-Akademie zu Berlin zurückkehrte, um bald darauf in das Hygienische Institut unter Robert Koch einzutreten. Auf Veranlassung Kochs beschäftigte sich Behring zunächst mit der Wirkungsweise zahlreicher Desinfektionsmittel und gewann auf dem auch damals schon vielbeackerten Gebiet so wichtige und grundlegende Ergebnisse, daß seine Desinfektionsarbeiten für den Forscher von heute noch reiche Quellen der Belehrung bieten. Behring faßte bei diesen Arbeiten bei aller gedanklichen Vertiefung der Probleme vor allem den praktischen Gesichtspunkt ins Auge, welcher Nutzen aus seinen experimentellen Untersuchungen wohl für die Heilkunst zu gewinnen sei. So versuchte er sich an dem Problem, ob nicht mit einem allgemeinen Desinfektionsmittel bakteriellen Infektionen beizukommen sei. Seine Arbeiten enthalten manchen Hinweis auf eine Erfolgsmöglichkeit in dieser Richtung, und so ist Behring in gewissem Sinne ein Vorläufer der chemo-therapeutischen Richtung, von der man sich zurzeit so viel für die Bekämpfung der Bakterienkrankheiten verspricht. Im allgemeinen aber mußte er sich überzeugen, daß die tückischen Bakterien den Desinfektionsmitteln mehr Widerstand entgegensetzen als die empfindlicheren Körperzellen. Seine Arbeiten waren aber deshalb nicht erfolglos. Er fand Mittel, die lebenden Krankheitserreger, besonders die Diphtheriebazillen, in geeigneter Weise abzuschwächen; es gelang ihm, mit den abgeschwächten Bakterien, es gelang ihm, mit den nach seiner Methode abgeschwächten Giften Tiere zu immunisieren. Und nun entsprang scheinbar unvermittelt, wie Athene aus dem Haupte des Zeus, ihm der lichtvolle Gedanke, daß die Immunität dieser Tiere am Blute haftet und daß die Wirkung dieser kaum vermuteten, auch schon nachgewiesenen schutzverleihenden Blutstoffe sich gegen die Bakteriengifte richtet. Die Wissenschaft war mit dieser Antitoxinentdeckung um eine erste, voll zutreffende Erklärung der Immunität reicher; dem Arzt aber eröffneten Behrings Tierversuche Aussichten auf neue wirksame Heilmittel gegen furchtbare Würgengel des Menschengeschlechtes.

Indes der Weg von der Entdeckung des antitoxischen Prinzips bis zur Umsetzung in ein praktisch brauchbares Heilmittel war noch weit. Es galt, abgesehen von einer vielverzweigten organisatorischen Tätigkeit, noch mancherlei wissenschaftliche und technische Kleinarbeit zu leisten, ehe an die Erprobung oder gar an die allgemeine Herausgabe des neuen Mittels gedacht werden konnte. Es kamen — vielleicht als das Schwerste — die Kämpfe hinzu, die diese Entdeckung wie jede große Entdeckung seitens ehrlicher und unehrlicher Gegner zu bestehen hatte. Gleichwohl konnte vier Jahre nach der Entdeckung das neue Heilmittel in die allgemeine Praxis übergehen. Angesichts der inneren und äußeren Schwierigkeiten, die wir heute rückschauend noch als fast unüberwindlich bezeichnen möchten, war das nur möglich gewesen dank dem in den unbestechlichen Grundlagen des Experiments wurzelnden sieghaften Optimismus des Entdeckers, dank seiner rastlosen Energie. Dank auch der geschickten und unermüdlichen Mitarbeit, die dem Entdecker Männer wie der ihm in den Tod vorangegangene Ehrlich, wie Wernicke und andere leisteten.



Zum Tod Emil v. Behrings: Tierimpfung in Behrings Seruminstitut in Marburg.

Jedem Laien ist der Siegeslauf bekannt, den das Diphtherieserum als Heilmittel der Diphtherie durch die ganze gesittete Welt genommen hat. Auch die Gegner — darunter ein Virchow — mußten sich schließlich vor der „brutalen Gewalt“ der Zahlen beugen. 1893 erhielt Behring

den Titel „Professor“ und wurde nach einem vorübergehenden Aufenthalt als Professor der Hygiene in Halle Direktor des durch ihn weltberühmt gewordenen Instituts für Hygiene und experimentelle Therapie der Universität Marburg. Nachdem jeder Zweifel an der wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung der Entdeckung Behrings hat schwinden müssen, haben sich Ehrungen aller Art auf Behring gehäuft. Zahlreiche in- und ausländische medizinische und naturwissenschaftliche Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied; er erhielt wertvolle wissenschaftliche Preise, wie einen 25 000 = Frank = Preis von der Pariser Akademie de Médicine, einen 50 000 = Frank = Preis vom Institut de France, die Tiedemann-Medaille von der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt, die Rinecker-Medaille von der Medizinischen Fakultät in Würzburg, die Goldene Harben-Medaille vom Royal-Institute of Public Health in London. Behring wurde (1901) der erste Träger des medizinischen Nobel-Preises. Sein König ehrte ihn durch Erhebung in den erblichen Adelsstand (1901) und durch Verleihung des höchsten Titels, der dem Beamten zuteil werden kann (1903).



Zum Tod Emil v. Behrings: Wiegen und Impfen von Tieren im Behringschen Serum-Institut in Marburg.

In seinem Vortrag als Empfänger des Nobel-Preises konnte Behring über eine neue wichtige Entdeckung berichten. Es war ihm gelungen, eine wirksame Schutzimpfung gegen die Tuberkulose des Rindes zu finden. Die Bekämpfung nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie Jenner, Pasteur, Behring für andere Krankheiten geschaffen hatten, wurde verständlicherweise von vielen versucht. Wenn wir heute das experimentell gesicherte therapeutische Fazit aus diesen Bemühungen ziehen, so bleibt nur der von Behring geführte Nachweis bestehen, daß es möglich ist, bestimmte Tiere künstlich gegen Tuberkulose zu immunisieren. Das wird immer ein unverwelkliches Ruhmesblatt Behrings bleiben. Der erhoffte praktische Erfolg ist dieser Schutzimpfung leider versagt geblieben aus Gründen, die in der Natur der heimtückischen Krankheit liegen. Aber die Hoffnung, daß auch der Tuberkulose einst auf Wegen beizukommen sein wird, die Behring als erster mit experimentell sichergestelltem Erfolg beschritten hat, ist seitdem mächtig belebt.

Behrings Tuberkulosestudien wirkten außerdem überaus befruchtend auf vielumstrittene Tuberkulose- und Schwindsuchtsfragen. Wir stehen noch zu sehr im Mittelpunkte dieser Wirkungen, um sie richtig bewerten zu können. Die von Behring behauptete Bedeutung der Tuberkulose-Immunität für das Verständnis der Entstehung der Lungenschwindsucht und seine Annahme, daß die Hauptursache der Lungenschwindsucht in einer Tuberkulose-Infektion während des Kindesalters zu suchen sei, war zu neu, um die Forschung ohne Widerspruch zu ihr zu bekehren. Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat auch hier Behring den Kernpunkt des Schwindsuchtsproblems richtig erfaßt, und so vollzieht sich langsam die Einschwenkung der Wissenschaft in Bahnen, die der intuitive Blick des Marburger Forschers erschaut und mit eigenmächtiger Willkür und in fast trotziger Auflehnung gegen herrschende Lehrmeinungen beschritten hat.

Woodrow Wilson.

Die Vereinigten Staaten und ihr Beherrscher. Von Eduard Spieß.

Es hat lange gedauert, bis wir Woodrow Wilson, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, einigermaßen erkannten und durchschauten. Bis vor ganz kurzer Zeit, nach mehr als zweijähriger bitterer Lehrzeit, gab es unter uns immer noch Unbelehrbare, die in Wilson nicht den ausgesprochenen Feind Deutschlands sehen wollten. Und wie sah es damit erst am Anfang des Krieges aus! Das falsche Gesichtsfeld, das wir damals vor uns hatten, umfaßte nicht nur Wilson, sondern ziemlich das ganze Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch das war eine Erbschaft des Friedens, eine Erbschaft der Austauschprofessoren und all der Versuche, die wir mit der Stiftung von Standbildern und Prinzenreisen gemacht haben, um ein herzliches Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und uns herbeizuführen. So sind wir in den Weltkrieg mit dem Glauben eingetreten, daß die Amerikaner unsere Freunde seien, daß auch ihr Präsident Woodrow Wilson unser Freund sei. Die Gefühle der unter uns weilenden Amerikaner wurden aufs sorgfältigste geschont, und als unsere Soldaten in Belgien in den Hinterhalt einer aufgehetzten und ruchlosen Bevölkerung fielen und der Krieg zum Banden- und Dumdumkampf ausartete, da rief der Kaiser den Präsidenten Wilson als das freundschaftlich und ehrlich gesinnte Staatsoberhaupt zum Zeugen seines Schmerzes an. Amerika galt damals vielen in Deutschland noch als das sichere Asyl freundschaftlicher Gesinnung mitten in einem Ozean von Haß, der gegen uns anbrandete.

Und wie war es in Wirklichkeit? Als der Weltkrieg losbrach, tobte in Neuyork der Haß gegen das Deutschtum fast

ebenso wild wie in London, vielleicht im Grade und in der äußeren Form etwas verschieden, aber im inneren Wesen nicht anders als die Hetze des Londoner Pöbels. Die Dinge gingen von Anfang an einen anderen Gang, als wir es uns damals hier dachten. Die Zeit der Austauschprofessoren war verwischt, und was wieder unverhüllt zum Vorschein kam, das war die alte feindselige Mißgunst, die während des spanisch-amerikanischen Krieges Deutschland als den angeblichen Feind der Vereinigten Staaten scheel angesehen hatte, die sich auch durch die Besuchsreise des Prinzen Heinrich im Jahre 1902 nicht bannen ließ und die während unserer Auseinandersetzungen mit Venezuela im Jahre 1902/03 einen geradezu explosionsgefährlichen Charakter annahm. Der amerikanische Botschafter White in Berlin hat damals, wie er in seinen Lebenserinnerungen erzählt, um die Person des Prinzen Heinrich gebangt und ein Gefühl wohltuender Erleichterung empfunden, als der Prinz wieder an Bord des deutschen Kriegsschiffes war. Als der Weltkrieg ausbrach, lebte die alte Feindseligkeit in größerer Schärfe wieder auf, und nur die Deutsch-Amerikaner und die Iren bildeten ein Gegengewicht, das trotz allem, was wir ihm verdanken, doch viel zu schwach war, um die deutschfeindliche Stimmung niederzudrücken. Auf diesem Boden — das müssen wir uns stets vor Augen halten — stand Wilson. Ein Mann, der nach demokratischer Sitte sich ganz als Träger des Volksempfindens fühlte und der sicher behutsam der Stimme der Volksseele Gehör geschenkt hätte, auch wenn er nicht desselben Sinnes gewesen wäre. Aber Woodrow Wilson hat niemals anders im Herzen gefühlt als die Mehrzahl der Amerikaner. Gewiß hat auch Wilson in allem, was er tut, schreibt oder redet, eine persönliche Note. Es ist in seinem Wesen und in seiner Entwicklung bemerkbar, daß sein Vater, dem er im Jahre 1856 geboren wurde, Pfarrer einer freien Kirchengemeinde in Staunton (Virginia) war. Alles was der Präsident der Vereinigten Staaten redet, scheint mit einem Tropfen geistlichen Öls gesalbt zu sein. Es ist Wilson auch sehr wohl anzumerken, daß er in einem gelehrten Beruf zu Jahren gekommen ist. Er war von 1885 an Professor der Geschichte und der Politik an verschiedenen Universitäten, zuletzt an der Princeton-Universität, an der er seit 1902 das Amt des Rektors bekleidete. Der lehrhafte Zug, der ihm von dieser Beschäftigung her eigen sein mag, geht durch alle seine politischen Handlungen. Auch seine Neigung zum theoretischen Ausspinnen von Gedanken mag damit zusammenhängen. Niemand aber hat mehr als wir erfahren, daß Wilson auch über eine nicht unbeträchtliche staatsmännische Geschicklichkeit verfügt. Diese Gabe verdankt er der Schule des politischen Lebens und am meisten wohl der politischen Lehrzeit, die er als Gouverneur von New Jersey vom Jahre 1910 an durchlaufen hat. Die demokratische Partei verpflanzte ihn damals von seinem Rektoratsamt auf diesen Regierungssitz. Die praktische Erfahrung, die er sich hier erwarb, war eine gute Vorschule für die Präsidentschaft, die er dann im Jahre 1913 gegen den wilden Recken Roosevelt zum erstenmal wieder seit langen Jahren als demokratischer Sieger erkämpfte. Woodrow Wilson ist also sicher auf dem Präsidentensitz der Vereinigten Staaten eine scharfumrissene Persönlichkeit. Was uns aber mehr betrifft: in seinem Fühlen und Denken ist er ganz der Amerikaner, der den englischen Ursprung nicht verleugnen kann. Er ist als Geschichtsprofessor von einer echt amerikanischen Einseitigkeit, ein Mann, der nur für die amerikanische Geschichte und für das Schicksal des englischen Mutterbodens Verständnis und Interesse hat, der aber außerhalb dieses Kreises niemals mit seinem Verständnis in fremdes Wesen einzudringen versucht. Alles in allem: Wilson war an dem Tage, an dem der Krieg ausbrach, in seinem amerikanischen Herzen und in seiner Präsidentenseele genau so unser geschworener Gegner, wie der amerikanische Journalist, der in der gelben Presse englische Tinte gegen uns verspritzte. Es hat fast dreier Jahre bedurft, ehe die letzten Schleier von dieser seiner Gesinnung fielen.





Präsident Woodrow Wilson und seine Frau.



Staatssekretär des Auswärtigen Lansing und seine Frau.

Die verantwortlichen Lenker der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten.



Eine der letzten entscheidenden Sitzungen des amerikanischen Kabinetts. Von links nach rechts: Präsident Wilson, Finanzminister G. Mc Adoo, Justizminister Thomas W. Gregory, Marineminister Josephus Daniels, Landwirtschaftsminister D. F. Houston, Minister der öffentlichen Arbeiten William Wilson. — Vordere Reihe: Staatssekretär des Auswärtigen R. Lansing, Kriegsminister Newton D. Baker, Generalpostmeister Albert S. Burleson, Minister des Innern Franklin K. Lane, Handelsminister W. C. Redfield.

Wilsons staatsmännisches Bestreben bestand in erster Linie darin, uns sein wahres Gesicht zu verbergen. Er war so gut, wie der größte Teil seiner Landsleute, von der Unmöglichkeit eines deutschen Sieges in dem ungleichen Ringen überzeugt. Er war ebensosehr wie seine Landsleute bestrebt, in diesem Ringen das Gegengewicht gegen Deutschland noch zu vermehren und zwar in fortschreitendem Maße, je hartnäckiger und erfolgreicher sich unser Widerstand erwies. Amerika wollte aber nicht den Krieg selbst und noch viel weniger wollte ihn Wilson, denn ebensosehr wie die Industrie der Vereinigten Staaten ihr blühendes Geschäft auf die Dauer nur als stiller Teilhaber der Entente-Kriegsgesellschaft machen konnte, ebensosehr war Wilson in seinen politischen Geschäften auf die stille Teilhaberschaft angewiesen. Eine gewisse Rücksicht legten ihm schon die Deutsch-Amerikaner auf, die bisher zum größten Teil im Lager der demokratischen Partei gestanden hatten, mehr aber noch die Stimmung im Lande. Der Entente nach Kräften zu nützen, Amerika selbst aber aus dem Kriege fernzuhalten — das war die Parole, mit der er den Wahlkampf gegen Hughes gewonnen hat. Die Linie der Wilsonschen Politik war also, vom amerikanischen Standpunkt aus gesehen, klar und einheitlich: alles was Wilson und die Amerikaner der Entente zuliebe taten, mit dem Mantel der Neutralität zuzudecken und uns zugleich dieses fadenscheinige Bekleidungsstück als durch und durch echte Ware und zu Bedingungen anzupreisen, die uns selbst in unserer Handlungsfreiheit lähmten. Von unserer Seite aus gesehen lautete die Frage, wie lange wir uns dieses Doppelspiel gefallen lassen würden. Es hat leider lange genug gedauert.

Daß die amerikanische Industrie — immer unter dem Deckmantel der Neutralität — die Fronten unserer Gegner mit Waffen und Munition geradezu überschüttete, war das Schlimmste noch nicht. Die amerikanische Industrie hielt durch ihre Kriegslieferungen den munitionsschwachen Vierverband in der ersten Zeit des Krieges allein aufrecht. Wir begnügten uns mit kaum vernehmbarem Protest. Viel schlimmer aber war das amerikanische Doppelspiel auf einem Gebiete, auf dem Wilson selbst die Führung in die Hand nahm. England sperrte Deutschland vollkommen gegen jede Zufuhr ab und zog damit auch der amerikanischen Schiffahrt eine unüberwindliche Schranke. Als wir im Frühjahr 1915 zu dem Gegenschlag ausholten und eine gleiche Seesperre um England legten, lehnte sich Wilson dagegen auf und versagte der Handelskriegführung unserer Unterseeboote seine Anerkennung. Es war die erste Probe auf das Doppelspiel seiner Politik, und sie glückte ihm. Die deutsche Seesperre wurde nicht durchgeführt, und damit hatte Wilson den ersten kräftigen Gegenschlag, den Deutschland gegen England führen wollte, aufgefangen. Seitdem trugen unsere Unterseeboote Fesseln. Aber sie waren auch so noch für England ein außerordentlich gefährlicher Gegner. Und als ihm dann der „Sussex"-Fall die Handhabe bot, machte Wilson den Versuch, unsere beste Waffe gegen England noch weiter abzustumpfen. Auch dies gelang ihm. In der deutschen Note vom 5. Mai 1916 erhielt er die Versicherung, daß den deutschen Unterseebooten die Anweisung gegeben sei, auch im Seekriegsgebiet gegen Personendampfer und Handelsschiffe nach den allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen vorzugehen, d. h. den Krieg nach Kreuzerart, unter vorheriger Warnung in jedem einzelnen Fall und ohne Gefahr für das Leben der Besatzung und der Fahrgäste zu führen. Das war für die wirksame Kriegführung der Unterseeboote fast der Vernichtungsschlag, und nur der Tüchtigkeit der deutschen Seeleute und der fortschreitenden Technik ist es geglückt, ihn etwas wettzumachen. Damals, im Mai 1916,



Kapitänleutnant Graf Felix v. Luckner, der Kommandant des deutschen Hilfskreuzers „Seeadler", der in den südamerikanischen Gewässern eine Reihe feindlicher Handelsschiffe versenkte und weiter erfolgreich tätig ist. Er ist ein weitgereister erfahrener Seemann, der vom Schiffsjungen an alle Freuden und Leiden dieses schweren Berufs durchkostet und sich aus eigenen Mitteln und aus eigener Kraft bis zum aktiven Seeoffizier emporgearbeitet hat; er machte die „Panther"-Fahrt nach Agadir, die Seeschlacht am Skagerrak und die erste „Möwe"-Kreuzfahrt mit.

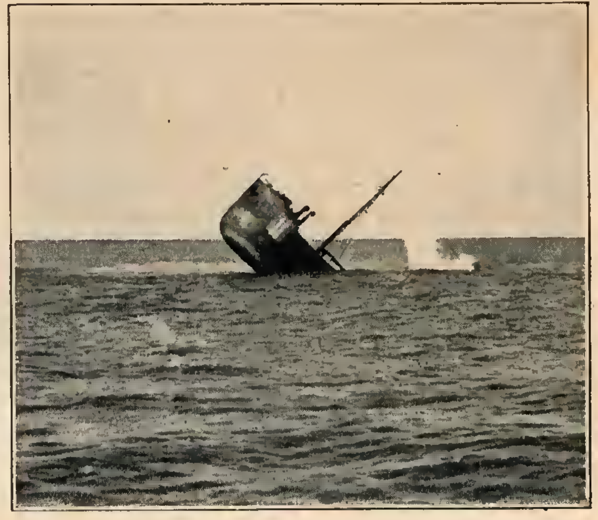
aber stand Wilson auf der Höhe seines Triumphes.

Glücklicherweise stand er nicht allzulange auf dieser Höhe. Die Friedensaktion, die er unternahm, war der erste Schritt zu seiner diplomatischen Niederlage. Präsident Wilson gedachte mit dieser Aktion noch höher zu steigen. Er mag wohl aus der Nachgiebigkeit Deutschlands geschlossen haben, daß wir reif seien für seine Friedensstiftung. Denn trotz der warmen Aufnahme, die seine Botschaft hier und da in Deutschland gefunden hat, ist doch heute jedem klar geworden, daß Wilsons Friedensstiftung nur ein Instrument sein sollte, um uns weltpolitisch ohnmächtig zu machen, genau so wie die „Sussex"-Note uns nach Wilsons eigenen Worten niedergeboxt und militärisch gebunden hätte. Aber der Schlag mißlang diesmal. Deutschland, das damals bereits mit seinem eigenen Friedensangebot hervorgetreten war, lehnte die amerikanische Vermittlung deutlich ab, und dann kam nach dem Zusammenbruch der ganzen Friedensaktion endlich in der Nacht zum 1. Februar die Erlösung aus dem Bannkreis der diplomatischen Künste Wilsons. Die Fessel, die der amerikanische Präsident unseren Unterseebooten angelegt hatte, wurde zerhauen. Und damit gaben wir endlich dem amerikanischen Präsidenten deutlich zu verstehen, daß wir den Deckmantel seiner Neutralität in seinem wahren Werte einschätzten, als zerschlissenes, durchlöchertes Bekleidungsstück, das für uns nicht den geringsten Wert hatte. Das war der Triumph unserer militärischen Macht und zugleich Wilsons schlimmste diplomatische Niederlage. Denn

Kampfflieger Leutnant Werner Voß, schoß im geräumten Gebiet an der Somme einen Engländer an. Der Engländer erreichte ziemlich unversehrt den Boden; sein Beobachter war tot. Leutnant Voß ging nun mit seinem Kampfeinsitzer dicht neben ihm zur Erde. Der englische Führer ließ sein Flugzeug im Stich und riß aus, Leutnant Voß lief zu dem feindlichen Flugzeug, nahm das Maschinengewehr heraus, verbrannte das Flugzeug und kam mit seinem Kampfeinsitzer mitten aus dem Feind heraus glücklich wieder zu den eigenen Linien.

Das Kapitol in Washington, der Sitz der amerikanischen Regierung, wo Anfang April die Entscheidung über „Krieg oder Frieden fiel. Der Bau wurde auf den Trümmern des von den Engländern 1814 niedergebrannten alten Kapitols aus Sandstein und weißem Marmor errichtet; er ist 230 m breit, 100 m tief, und seine 94 m hohe Kuppel wird gekrönt von einer Statue der Freiheit, über die Präsident Wilson im Verlauf des Weltkriegs ebenso eigenartige Anschauungen von sich gab wie über die Neutralität, die Gerechtigkeit, das Völkerrecht und den Weltfrieden.





Deutsche U-Bootstätigkeit im Sperrgebiet. Links der bewaffnete englische Dampfer „Westhoe Hall" mit 7000 Tonnen Weizen und Konserven im Sinken. Rechts der norwegische Dampfer „Donstad" sinkend. Aufgenommen von einem deutschen U-Boot.

nun liegen die Karten seines diplomatischen Spiels am Boden, und wenn der Präsident der Vereinigten Staaten auch aus unserer veränderten Haltung durch Abbruch der diplomatischen Beziehungen und durch die Erklärung des Kriegszustands die für ihn notwendige Folge zog, so zeigt sein ganzes Auftreten doch seit jener geschichtlichen Nacht zwischen dem 31. Januar und dem 1. Februar, daß seine Politik vollkommen die Richtung und Festigkeit verloren hat. Er tastet sich zögernd weiter und fühlt, daß seine Macht über uns gebrochen ist und daß alles Schwertgerassel sie ihm nicht wiederbringt. Wilson war am ersten Tage des Krieges gegen uns genau so ohnmächtig, wie er es heute mit der Kriegsdrohung ist. Er hat seine Rolle gespielt durch diplomatische Täuschung, durch Nährung des Glaubens, den wir von ihm hatten, durch drohende Vortäuschung einer Macht, die er nie besaß. Ein einziger mutiger Schlag hat dieses ganze künstliche Gebäude in Trümmer gelegt. Und nachdem einmal der Bann Wilsons, wenn auch nach allzulanger Wirksamkeit, gebrochen ist, wird es hoffentlich für immer so bleiben.

Der Weltkrieg.

Chronik vom 1. bis 6. April.

1. April. Zwischen Arras und der Aisne entspannen sich auch am 2. April andauernde Gefechte vornehmlich zwischen den Straßen Bapaume—Croisilles und Bapaume—Cambrai sowie westlich von Saint-Quentin auf beiden Ufern der Somme. Engländer und Franzosen, die starke Kräfte einsetzten, gewannen nur unter erheblichen Verlusten den befehlsgemäß ausweichenden deutschen Truppen Boden ab. Dasselbe war der Fall beiderseits des Oise—Aisne-Kanals und auf der Hochfläche von Bregny nordöstlich Soissons, hier wie dort dank der vollen Feuerwirkung der mit dem Gelände bis ins einzelne vertrauten deutschen Batterien. — An der Front des Erzherzogs Joseph scheiterte ein in 7 km Breite angesetzter Angriff der Russen gegen die Grenzhöhen zu beiden Seiten des Uztales. — An der Tigrisfront zogen sich die Engländer zurück, nachdem deren Angriff unter schweren Verlusten für sie abgewiesen worden war. — Auf den bisher dänischen Antillen wurde am 31. März die nordamerikanische Flagge gehißt; die Inseln werden in Zukunft Virginische Inseln der Vereinigten Staaten heißen.



Ein deutscher Seeheld, Oberleutnant z. See d. Res. Karl Christiansen, der sein Schiff durch die Kette der englischen Schiffe in der Nordsee, in den atlantischen Gewässern sowie an der afrikanischen Küste hindurchlenkte und die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika mit neuem Kriegsmaterial versorgte. Trotzdem sein Schiff an der ostafrikanischen Küste von den Engländern lange beschossen wurde, gelang es ihm, durch die indischen Gewässer einen neutralen Hafen zu erreichen.

2. April. In dem zu einer außerordentlichen Tagung einberufenen Kongreß erklärte der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in der durch den uneingeschränkten deutschen U-Bootskrieg geschaffenen Lage sei die bewaffnete Neutralität unnütz; er rate dem Kongreß zu erklären, daß die jüngste Handlung der deutschen Regierung tatsächlich nichts weniger als der Krieg gegen die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten ist, förmlich den Krieg anzunehmen, der Amerika auferlegt ist, und sofortige Maßnahmen zu treffen, nicht nur das Land in Verteidigungszustand zu setzen, sondern auch seine Hilfsquellen zu verwenden, um Deutschland zu zwingen, die Bedingungen zur Beendigung des Krieges anzunehmen. Der Kriegszustand werde ein enges Zusammenwirken mit den anderen, Deutschland bekämpfenden Regierungen herbeiführen hinsichtlich Gewährung liberaler Finanzkredite, Lieferung von Kriegsmaterial usf. Eine weitere Folge des Kriegszustandes würde die sofortige, vollständige Ausrüstung der Flotte namentlich mit Material sein, um die feindlichen U-Boote zu bekämpfen, und eine sofortige Heeresvermehrung um mindestens 500 000 Mann, mit der Ermächtigung, die Streitmacht den Bedürfnissen entsprechend weiter zu vermehren. Die Aushebung sollte nach dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht erfolgen. Sobald Wilson nach seiner Rede den Kongreß verlassen hatte, brachte Flood,

Türkische Truppenparade im Hochgebirge des Kaukasus. Nach einer Zeichnung von Orientmaler Georg Macco.



Das Licht im Sumpf.

Roman von Luise Westkirch. (Fortsetzung.)



Mitten in der Arbeit schreckte Gerd eine scharfe Grillenstimme von jenseits der Wümme auf, eine Stimme, die vom Tag seiner Heimkehr her ihm noch widrig im Ohr gellte.

„Gerd Clüver! Gerd Clüver! Komm ein büschen dichter an'n Steg. Ich hab' ein Botschaft für dich."

„Was kömmst nich auf'n Hof, wenn du mich was zu sagen hast?" gab er barsch zurück.

„Nee, auf dein Hof komm' ich nich. Ich trau' mich nich."

Zwischen den Brombeeren, die auch jenseits der Wümme wucherten, stand Malle Hendersen, lang aufgeschossen, knochig, mit hartem Blick. Eine menschgewordene Dornranke dünkte sie Gerd. Er tat ein paar Schritte auf die Stelle zu, wo sie stand.

„Was willst mir, du Unkraut?"

Die scharfe Stimme fing wieder zu reden an, laut, überlaut, so daß jedes Wort bis zu Gesche Wittkopps Häuschen schallte, und weiter nach der anderen Seite bis zum Hof der Dühlmeiers, die hinter ihrer Hecke lauschten.

„Ich soll dich Bescheid bringen wegen den Knecht, den du zu dingen lustig bist. Er kömmt dr nich, läßt Vorsteher Nedderbrink dich sagen. Er wär' sich zu gut dazu, soll ich dich ausrichten. Eh daß er zu ein wie Gerd Clüver dienen ginge, wollt' er sich hungrig zu Bett legen."

Vor Gerds Augen zuckte eine rote Flamme auf. Das heiße Clüverblut schoß ihm so gewaltig zu Kopf, daß es ihn in der Kehle würgte und ihm die Sprache wegschnürte. Auf den Garten voll neu keimender Hoffnungen, den Eva vor ihm geöffnet hatte, warf diese entsetzliche Dirne wie ein Hagelschauer ihr furchtbares: So ein bist. So ein bleibst — tu was du willst.

Malle stand starr wie ein Pfahl. Unter den silbrigen Wimpern hervor beobachtete sie mit grausamer Neugier die Wirkung ihrer Botschaft.

„Wo auf lauerst?" stieß Gerd endlich hervor. „Es is gut. Ich weiß Bescheid. Du kannst gehn. — Was stehst dr noch un stierst mich an?"

„Ich wollt' wissen, wie ein Mörderer aussieht. Ich hatt' dr noch kein gesehn."

Ihre hohe Stimme hatte Mühe durchzudringen, denn Karo, den Wöbke losgekettet hatte, stürzte mit wütendem Gebell herzu.

„Still bist!" gebot Gerd zwischen den Zähnen. Eine hilflose, fassungslose Wut stieg in ihm höher und höher und suchte nach Entladung. Der helle Schein der Sonne und das lichte Grün der Büsche verschwanden ihm unter den blutroten Schleiern, die sein siedendes Blut ihm vor die Augen zog.

Der Hund kläffte weiter. Malle stand und starrte.

„Still bist!" wiederholte Gerd außer sich. Er nahm die Axt vom Boden auf, mit der er das Dorngerank gelichtet hatte, und hob sie drohend empor. Da sprang der Hund zähnefletschend gegen seinen Herrn ein. Es war der Tropfen, der den Becher überfließen ließ.

„Was?! — Mein eigen Hund will angehn mit den andern gegen mich?!"

Mit furchtbarem Hieb sauste die Axt nieder. Ohne einen Laut brach der Hund tot zusammen.

Malle kreischte gellend auf.

Gerd hob seine Augen zu ihr. Sie waren blutunterlaufen.

„Meinst, ich lass' mich zum Spott machen auf dem, was mein eigen is?!"

Aber sie hörte seine Worte nicht mehr. Von Entsetzen geschüttelt wie von Fieberschauern flog sie über das Moor. Zum Hof des Vorstehers flüchtete sie über die Brücke, über die Diele. In Gretschens, der Großmagd Schoß, verbarg sie schaudernd ihr Gesicht.

„Ich hab' den Teufel gesehn, Gretschen! — Gerd Clüver is der Teufel!"

Wöbke hatte Karo stürzen sehen. Voll Entsetzen humpelte sie herzu. Gerd tat, als sähe er ihren Schmerz nicht. Mit unnatürlicher Ruhe sagte er: „Der Knecht, den ich dingen wollt', mag nich kommen. Hast's gut hören können, wie? Die Dern prahlt' ja laut genug. Woll, ein'n Knecht will ich bald haben. In Bremen saß dr ein mit mir in'n Zuchthaus, ein anstelligen Kerl —"

Wöbke hob in heftiger Abwehr die Hände.

„Brauchst dich nich zu verfiehren, Wöbke. Er is ein gans umgänglichen Menschen. Bloß fremde Geldschränkens mag er sich gern von innen besehn. Für so ein'n is auf'n Clüverhof kein Versuchung. Ich wenigstens wüßt' nich, was er von hier woll mitnehmen sollt'. Un ein Engel mit zwei Flügels in mein Dienst zu kriegen, kann ich woll nicht erwartend sein. Ich schreib' an Ede Mengers."

5.

In dieser Woche nahm Kort Nedderbrink bald den einen bald den anderen der Fünfhausener Kolonisten, wie er sie gerade traf, beiseite, um sich mit ihnen zu beraten. Sein Mündel, die Malle Hendersen, mache ihm Sorgen, erklärte er. Seine Jun-



In Heide und Moor. Nach einer künstlerischen Aufnahme.

gens wurden groß, und das spirdelige, mordsgarstige Ding hatte zu all ihren übrigen nichtsnutzigen Eigenschaften eine verruchte Frühreifigkeit, mit der sie unerfahrene junge Menschen um den Verstand brachte. In seinem Hause könne er unter diesen Umständen die Malle nicht behalten. Und sie in einen Dienst in die große Stadt zu schicken bei den Anlagen, die die Dern hatte, und bei ihren jungen Jahren, nein, das konnte er als Vormund nicht verantworten. Sie war ein Waisenkind der Fünfhausener Gemeinde. Bis zur Stunde hatte er, Nedderbrink, allein die Pflicht der Gemeinde erfüllt. Er war der Meinung, nun sei die Reihe an den andern. Darum frage er vertraulich an, ob einer gesonnen sei, die Dirne in sein Haus zu nehmen?

Aber die Kolonisten, die sich ihre eigenen Gedanken darüber machten, wieso Hendersens, die mitten in ihrem Hausbau weggestorben waren, auch nicht einen einzigen Strumpf mit einem harten Taler darin hinterlassen haben sollten, waren ihrerseits der Ansicht, daß, wer die silberne Erbschaft der Toten eingestrichen habe, auch die von Fleisch und Blut für sich allein behalten dürfe, und hatten für Nedderbrinks Aufforderung nur ein Achselzucken und ein Kopfschütteln.

Da rang der Vorsteher sich einen schweren Entschluß ab. Er habe nun einmal die Sorge für die Dirne übernommen, erklärte er. So wolle er sie aus Christenpflicht durchführen bis zur Großjährigkeit der Waise. Und da er Malle durchaus nicht in seinem Haus behalten könne, verpflichte er sich, eine Jahressumme für ihren Unterhalt zu bezahlen, und wer sie auf seinen Hof nehme, dürfe sie zur Arbeit anhalten obenein, so viel er nur wolle. Ja, je mehr sie arbeiten müsse und je strenger sie gehalten werde, um so lieber sei es ihm, denn um so heilsamer würde die Wirkung auf die unregierliche Dirne ausfallen.

Dies Angebot klang schon besser. Bar Geld lacht. Und irgendwelche Arbeitsleistung würde mit der nötigen Strenge immerhin aus einer gesunden, wenn auch widerspenstigen Magd herauszuzwingen sein. Der eine und der andere versprachen, sich den Vorschlag zu überlegen.

Als Nedderbrink von einem dieser Gänge zurückkehrte, leise gehend und wachsam um sich horchend nach der Gewohnheit, die er im Leben als nützlich erfunden hatte, vernahm er hinter dem dichten Tannenbusch am Backofen ein leises Wispern. Er erkannte seines Ältesten Stimme.

„Dern, ich swör' dich das zu, es steht so fest wie der Erdboden unter dein Füßens — du wirst mein

Bäuerin! Vor nix auf der Welt bin ich bang, wenn du man gut zu mir sein willst. Ein Smuck will ich dir kaufen in Scharmbeck! Die Erste sollst werden in der gansen Kolonie, Malle!"

Das Wispern brach ab. Die Tannenzweige knackten. Hinter dem Busch hervor lief Malle eilig dem Haus zu, wo eben Gretschen aus der Tür getreten war. Malles Antwort hörte Nedderbrink nicht. Er wußte auch so genug.

Eine unbändige Wut schoß in ihm auf. Wagte diese stachlichte Zaunlatte, dieses freche Etwas von einer Dirne, das zu keiner Arbeitskraft heranwachsen wollte, und doch auch ihm nicht den Gefallen tat, sich aus der Welt zu trollen, sich aufzulehnen gegen ihn! Wagte sein Fleisch und Blut aufzureizen zur Empörung gegen ihn! Er wollte dies Nichts lehren, seinen Willen zu messen mit dem von Kort Nedderbrink! Zeigen würde er ihr, wohin sie gehörte, sie demütigen, tiefer als die schlechteste Magd, und seinem Sohn die Braut für allezeit verleiden. Er reckte sich auf, und aus den finsteren Augen brach ein Strahl unversöhnlichen Hasses. Er hatte seinen Plan gefaßt. Zugrunde gehen sollte sie!

Er kehrte um und ging zum Haus des Schulmeisters.

„Pieske! Auf Sonnabendnachmittag wirst mit der Klingel durch die Kolonie gehen un ausläuten. Ich lass' alle Fünfhausener Kolonisten mit ihren gansen Hausstand auf Sonntagnachmittag um fünf Uhr unter die große Linde auf mein Hof laden. Da wird Malle Hendersen ausgeboten. Wekkeen das niedrigste Angebot für ihren Unterhalt macht, kriegt sie."

Am Sonnabendnachmittag humpelte der Schullehrer Pieske mit der großen Klingel, die auch bei Feuers- und Wassersnot anstatt der fehlenden Glocke geläutet wurde, von Hof zu Hof und lud alle Anbauern der Kolonie Fünfhausen, jung und alt, auf Sonntagnachmittag fünf Uhr unter die große Linde auf dem Jansenhof.

Malle, die auf dem Rand des Ziehbrunnens hockte und mit den Holzschuhen gegen die Umfassung trommelte, vernahm das Gebimmel, das stundenweit durch das Moor schallte.

„Was hat denn der Schulmeister vandage so'n gräsigen Spektakel zu vollführen?" fragte sie Klaß, der auf der Bank vor der Flettür an einem Pferdezaum bastelte. „Er macht ja'n Snut so ernsthaftig wie'n Bulle."

Klaß schielte schadenfroh unter seinem brandroten Haardach hervor auf Malle. Da er die Gewohnheit hatte, an Türen und Zäunen zu horchen, so wußte er Bescheid um eine Unterredung, die Nedderbrink mit seiner Stieftochter Eva gepflogen hatte. Bis zur Stunde hatte die Furcht vor dem Vater ihm den Mund geschlossen. Aber nun war der Reiz zu groß, der Ahnungslosen als erster zu verkünden, was sie rasend machen mußte.

„Den Schulmeister sein Spektakel geht dich zumeist an," sagte er.

„Mich? — Ach nee!"

„Ja woll, dich. Vadder will dich auf unsern Hof nich mehr behalten."

„Soll ich nach Bremen?" Malle klatschte vor Freude in die Hände. „Och, das is fein!"

„Nee, nach Bremen sollst nich. Vadder will dich austun in der Kolonie. Wekkeen das mindeste Geld für deinen Unterhalt verlangt, der kriegt dich. Zu diesen Ende ruft Pieske die Fünfhauseners zusammen."

Mit einem Satz flog Malle vom Brunnenrand. „Das lügst!"

Klaß lachte. „Das soll dr akkurat so hergehn wie auf den Auktschonen in Scharmbeck. Vadder steht dr mit'n Hammer am Tische. Die Kolonistens machen ihr Angebot. Malle Hendersen! Zum ersten, zweiten — dritten!"

Jeder Blutstropfen war aus Malles Gesicht gewichen. Sogar die Lippen schimmerten weiß. Ihre Glieder flogen vor Empörung. Meistbietend verkauft werden wie ein Stück Vieh oder eine Elle Leinwand auf dem Scharmbecker Markt, sie! Malle Hendersen, die in ihrem unbändigen Gemüt ein stolzes Selbstgefühl trug! Aber das konnte nicht wahr sein!

Sie tat dem boshaften Bengel nicht die Ehre eines weiteren Wortes an. Stumm wandte sie dem Erschrockenen den Rücken und flog ins Haus über Diele und Flet. Rücksichtslos riß sie die Tür zur kleinen Stube auf, wo der Vorsteher zum zwanzigstenmal seine Berechnung über die Hendersensche Hinterlassenschaft zurechtstutzte — für alle Fälle.

Malle legte herrisch die Hand auf das Blatt Papier, auf dem er schrieb.

„Is das wahr, Vorsteher? Ich soll aus dein Haus?"

Nedderbrink schob rasch seine Berechnung unter andere Blätter.

„Ja, mein Dern," sagte er mit väterlicher Würde, „das muß sein. Dr is kein Bäuerin mehr auf mein Hof, un bei dein Alter un bei dein Anlagens acht' ich das hoch nötig, daß du unter die Aufsicht un Zucht von ein erfahrene Frauensperson kommst."

„Un da um läßt mich verauktschonieren?!" schrie Malle. „Ausläuten für die Fünfhauseners läßt mein Verkauf?! — Schämst dich nich? Schämst dich nich, du!"

Nedderbrink schüttelte den Kopf. „Ich verbidd mich so'n Reden. Zu ein Besprechung ruft Pieske die Kolonistens von mein Gemeinde zusammen. Un das is in der Ordnung. Ich bin kein reichen Mann, un wenn ich trotzdem aus gutem Herzen von dem, was eigentlich mein Kinders gehört, hingebe, damit daß du unter ein richtige Leitung kommst, denn so

versteht sich das woll, daß ich nich mehr gebe als notwendig is. Da nu muß ich von die Fünfhauseners hören, was jederein dafür verlangend is, daß er aus so ein, wie du bist, ein'n rechtschaffenen Menschen macht."

Malle stand in ihrer Farblosigkeit vor dem Vorsteher wie weißglühend vor Empörung.

„Ein'n rechtschaffenen Menschen aus mir machen — ihr Klinkerbergers?! Daß ich nich lach'! — Wekkeen von euch denn? — Anbauer Vollmer, der die Kühens von der Weide mitnimmt? — Oder Dühlmeier!? — Frag' doch herum im Moor, was aus den Händler geworden is, der über die Hamme fahren wollt', als Dühlmeier Fährmann war, un den kein Auge wieder gesehen hat? — Un wo is der Schandarm geblieben, der die Anzeige gegen Henze erstattet hat? — Wo is Hemmo Clüver, der Eva Jansen freien wollt'? — Ihr Räubers un Mörders, auf euer Rechtschaffenheit spuck' ich!"

Sie stürmte zur Tür und hätte beinahe Eva umgerannt, die neugierig eintreten wollte.

„Du hast mich das eingerührt!" schrie Malle ihr zu, „du mit dein Weihnachtsengelgesicht un dein Katzenfalsheit! — Aber ich leid's nich. Das leid' ich nich! — Ich lauf', so weit der Himmel blau is — un wenn das nich langt, lauf' ich aus der Welt."

Der Liebling von Stadt und Land.

An Eva vorbei schoß sie aus der Stube, rannte über die Diele am Garten entlang der Brücke zu. Dort stand Hilmer. Er sah die Dirne daherrasen, ihre hellen Augen zwischen den silbrigen Wimpern hervorflackern wie Irrlichter aus den Silberhalmen des Schilfes. Begehrenswerter als je erschien sie ihm in dem Aufruhr ihres ganzen Seins. Er breitete die Arme von Brückengeländer zu Brückengeländer wie zwei Schlagbäume.

„Malle! Mein liebe, süße Malle, was hast?"

„Geh mir aus'n Weg, du!"

Ihr Atem flog vom Lauf, von der Empörung, die ihr Herz wie einen Hammer schlagen ließen.

Er hielt sie fest. „Mein lieber lüttjer Grashopper! ich denk's schon nach, was dich wild macht. Aber kehr dich nich dran. Daß du man in'n Dorfe bleibst! Daß wir man beisammen bleiben! — Ich hab' dich doch lieb, Malle. Ein liebhaben is fein. Du sollst sehen, wie fein das is. Plärr nicht. Komm mit. Komm mit mir. Ich will dich woll wieder lachen machen."

Er hätte ebensogut versuchen können, die Windsbraut zu halten. Sie stieß ihn zurück, so rücksichtslos, daß er aufschrie vor Schmerz. Aber der kurze Aufenthalt wurde ihr doch zum Verhängnis.

Denn Klaß und Gretschen und der Knecht, die sie hatten davonrennen sehen, sprangen ihr nach. Um ihr den Weg abzuschneiden, watete Klaß flink durch das Kanalbett. Von der anderen Seite kamen der Knecht und Gretschen. Nur einen Ausweg gab's für sie, den Flockengrasteppich, wo die Erde Menschen fraß. Malle zögerte nur eine Sekunde. Mochte die Erde sie verschlingen! Besser als sich verkaufen lassen! Aber da schoß Hilmer vor, das Entsetzen gab ihm Riesenkraft. Er haschte Malle und hielt sie fest. Klaß und der Knecht kamen herzu. Zu dritt packten sie sie, und ob sie gleich schrie wie ein Tier auf der Schlachtbank und sich wehrte, sie zerrten sie zum Haus, wo Nedderbrink stand, unfroh und untätig zuschauend. Verwünschter Übereifer! Was ließen sie der Dirne nicht den Willen? — Allen wäre geholfen gewesen. — Da sie sie aber höchst lebendig herbeibrachten, verbarg er seine Enttäuschung. Er holte einen neuen, festen Strick. Damit wurden Malle die Hände gebunden. Gretschen mußte ihr auch die Füße binden. So trugen sie sie in die Kammer und legten sie auf ihr Bett. Das Fenster wurde verriegelt. Die Tür schloß Nedderbrink mit dem Schlüssel.

„So, mein Dern. Nu sollst woll Frieden halten."

Malle lag den Abend, lag die lange Nacht abwechselnd schreiend und in verstockter Stummheit. Vor der Abendgrütze, die Gretschen ihr gutmütig einlöffeln wollte, kniff sie die Lippen zusammen. Zu den ungeschickten Trostsprüchen der Magd lachte sie grell. Unfähig ein Glied zu rühren lag sie, im Herzen ungebrochen einen unbeugsamen Trotz, ein Racheverlangen ohne Maß. Vergelten den Klinkerbergern die Schmach, die sie litt! Also vergelten, daß sie es bis an das Ende ihrer Tage nicht vergaßen! — Weh dem, der sie erstand! Er mochte sich hüten!

Auf bleiernen Sohlen schlich die Zeit.

Der Sonntagnachmittag kam endlich. Um die Linde auf dem Jansenhof und den runden Tisch drunter drängte sich, was in der Kolonie auf Füßen

sich schleppen konnte. Die Alten kamen um zu handeln, zu bieten, die Jungen um zu gaffen. Die Kinder ließen Puppen und Knicker für das Schauspiel. Sogar Wöbke wagte sich bis auf die Brücke ihres Hofes, um zu schauen. Sie war allein zu Haus. Gerd besah Vieh in Scharmbeck. Sie hatte Pieske die Ladung ausklingeln hören.

Um fünf Uhr führte Nedderbrink Malle heraus. Er hatte ihr die Füße dazu befreien müssen. Da ein Fluchtversuch aber immer noch zu fürchten blieb, band er sie mittels eines um ihren Leib geschlungenen Strickes am Stamm der Linde fest.

Die streitenden Stimmen verstummten. Alle Fünfhausener reckten die Hälse, um zu schauen. Sie kannten zwar alle Malle Hendersen gut, aber unter veränderten Umständen nehmen Menschen und Dinge ein verändertes Aussehen an. Und so still hatte die Malle ihrer Betrachtung noch nie gehalten, wie heut in ihrer Wehrlosigkeit. Eigentlich war sie schon eine große Dirne, starkknochig, wenn auch recht wittsnäblig. Daß sie nicht schlapp war, zeigten ihre wie Lichter brennenden Augen. Sie war auch schon gut entwickelt. Und der Grund, weshalb Nedderbrink sie aus seinem Haus zu entfernen vorgab, hatte für einige prickelnden Reiz. Dühlmeiers Hängebacken bewegten sich in einem fettigen Lächeln, während er der Dirne prüfend über den Arm strich. Donner ja! so ganz dumm waren die Nedderbrinkschen Bengel am Ende nicht.

Dühlmeiersch stupfte ihren Mann an. „Stier ihr nich so ins Gesicht, Vadder, sie hat den bösen Blick."

„Nachbars," begann Nedderbrink, „was ich vandage hier vornehme, un die Art, wie ich es vornehme, das geschieht um der Gerechtigkeit willen. Es is immer mein Bestreben gewesen, jederein in mein Gemeinde mit gleichem Maß zu messen. Damit daß ich nu in dieser Sache keinem zu nah tue, hab' ich euch alle hier auf einen Hümpel zusammengerufen. Auf die Art kann jeder Kolonist sein Angebot vor alle anderen machen, un dr kann kein Heimlichkeit un kein ungerechte Bevorzugung stattfinden. Wekkeen das niedrigste Angebot tut für den Unterhalt der Malle Hendersen, der kriegt die Dern in sein Dienst. Was aber jederein beansprucht, das gilt für das ganse Jahr. Ich zahl' ihn das auf den Tisch, sobald ich ihm die Dern übergebe. Un wenn er das Geld genommen hat, denn so hab' ich mit der Malle Hendersen nichts mehr zu schaffen. Ich werd' mich auch an gar nix kehren, nich an Klagens von der Dern und nich an Klagens von den, bei den sie is. Wekkeen sie nimmt, der nimmt sie zum mindesten für ein Jahr, un es geht ihn allein an, auf was für'n Art er mit ihr zurechtkommt. Seid ihr einverstanden?"

Ja, das waren sie. Gretschen brachte einen Hammer. Der Vorsteher nahm ihn in die Hand und klopfte dreimal auf den Tisch. Der Verkauf begann.

Vollmer wagte sich zuerst hervor. Seine schmalen Augen, die unter den fast zusammengewachsenen schwarzen Brauen selbst schwarz schienen, auf Nedderbrink richtend, sagte er langsam: „Ich wär' woll willens, dich die Malle abzunehmen, Vorsteher. Mein Jungens sind ja noch man lütt. Aber dreißig Dalers zum mindesten muß ich im Jahr für ihren Unterhalt und ihr Behütung fordern. Denn du weißt selbst am besten, daß die Dern ein gans unnützen Esser is un voller Boshaftigkeit un Tücke."

„Also — dreißig Dalers zum ersten," bestätigte Nedderbrink. „Bietet ein weniger?"

Dühlmeier machte sich von der abwehrend zupfenden Hand seiner Frau los und trat unternehmend vor.

„Fünfundzwanzig Dalers, Vorsteher! Wir haben kein Kinders, Mudder un ich. Für fünfundzwanzig Dalers machen wir's. Jawoll, Mudder, das können wir."

„Fünfundzwanzig Dalers," wiederholte Nedderbrink.

Jetzt meldete sich der Schulmeister. „Es is ein saures Brot, Kinder lehren un Körbe flechten dazu. Ich könnt' woll ein paar Hände gebrauchen, die mir Haus und Garten in Ordnung hielten. Für zweiundzwanzig Dalers will ich die Malle nehmen un zu einem rechtschaffenen Menschen erziehen."

„Zweiundzwanzig Dalers," sagte Nedderbrink.

Wöbke war Schritt für Schritt herangekommen und stand nun neben Gesche Wittkopp. „Du mein," murmelte sie, „es steht woll in der Bibel, daß Joseph von sein Brüders nach Ägypten verhandelt worden is, un unsern Heiland hat Judas für dreißig Silberlinge verkauft. Aber daß ich in mein Leben einen lebendigen Menschen öffentlich verauktschonieren sehen sollt', das hab' ich mich nich träumen lassen."

Der „junge" Henze drängte sich jetzt vor und schrie: „Wir nehmen die Malle für zwanzig Dalers! Nich wahr, Vadder?"

„Halt den Mund, Bengel. Wir nehmen ihr überhaupt nich."

„Aber Vadder, ich möcht' —"

„Stille bist! — Das Angebot is ungültig!"

„Zweiundzwanzig Dalers," wiederholte Nedderbrink. „Is dr kein, der weniger bietet?"

„Was so'n Hungerleider von Schulmeister kann, können wir auch. Is nich so, Mudder?" rief Dühlmeier eifrig. „Wir nehmen die Malle für einundzwanzig Dalers."

In diesem Augenblick kam Gerd Clüver, von Scharmbeck zurückkehrend, die Straße herauf. Er sah erstaunt den Schwarm, den des Vorstehers Hof nicht faßte, sah Nedderbrink mit dem Hammer in der Hand und die an den Lindenstamm gebundene Malle.

(Fortsetzung folgt.)

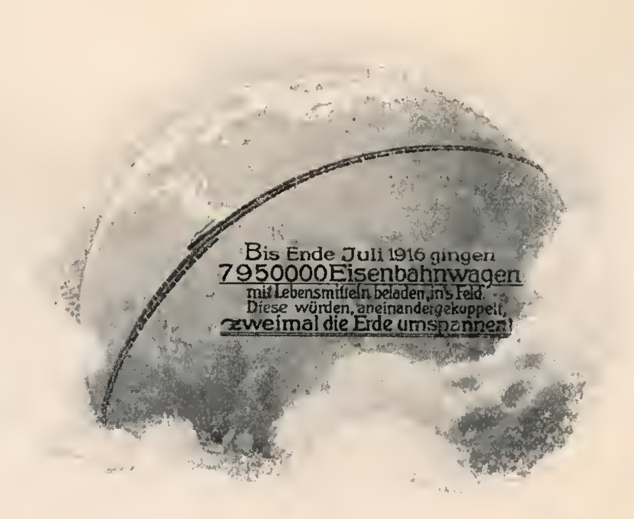


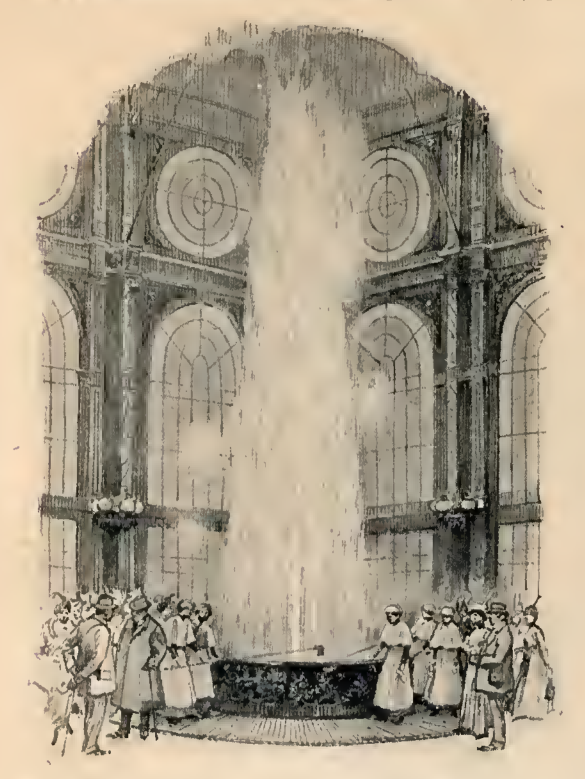
Die Verpflegung der Truppen im Weltkriege.

Von Marg. Weinberg. Hierzu acht Zeichnungen von Walter Emmersleben.

Um eine Armee in gutem Zustande zu erhalten, muß man mit dem Bauche anfangen. Das wußte schon der königlich preußische Generalleutnant Tempelhoff, der die Geschichte des Siebenjährigen Krieges aus eigenem Miterleben geschrieben hat und die Gründe kannte, die seinen König damals, nach den Erfahrungen der ersten beiden schlesischen Kriege, bewogen, zur Magazinverpflegung seiner Truppen überzugehen. Für die vergrößerten Heere des 18. Jahrhunderts hatte eben Wallensteins bewährte Methode, den Krieg durch den Krieg ernähren zu lassen, versagen müssen. Sie wurde später ihrer unverkennbaren strategischen Vorteile halber von den französischen Revolutionsheeren wieder aufgenommen, artete in den Napoleonischen Eroberungszügen in systematisch organisierte rücksichtsloseste Ausbeutung des besetzten Gebietes aus, und fand ihre Vergeltung dafür im Jahr 1813, als die Truppen des Kaisers im völlig ausgesogenen Sachsen Mangel leiden mußten, nachdem sie schon auf den Eisfeldern Rußlands erfahren hatten, daß die Abhängigkeit von der Natur einem Heere ebenso gefährlich werden kann wie diejenige vom rechtzeitigen Eintreffen des Nachschubs.

Dessen tadellose Organisation ist für den strategischen Erfolg der Massenheere unserer Zeit ausschlaggebender als je zuvor. Denn ihrem Riesenbedarf an Nahrungsmitteln können die noch im Deutsch-Französischen Kriege mit Vorteil angewandten Methoden der Requisition, Beitreibung oder Inanspruchnahme von Quartierwirten in keiner Weise Genüge tun. Die folgenschweren Einwirkungen mangelhaft vorbereiteter Verpflegungszufuhr haben im Russisch-Japanischen Kriege beide Gegner zu spüren gehabt. Nicht minder erwiesen sie sich bei den Operationen der Balkankriege als Machtfaktor, der aus strategischen Berechnungen niemals ausgeschaltet werden kann. Glücklicherweise hat man bei uns aus diesen Erfahrungen die richtigen Schlußfolgerungen gezogen und dem komplizierten Mechanismus, den die Bedarfsdeckung unseres Feldheeres erfordert, beizeiten sorgfältigste Vorbereitung zuteil werden lassen. Die den Feldintendanten untergeordneten Beamten waren schon in Friedenszeiten auf die ihnen zufallenden Aufgaben praktisch vorbereitet, und die einzelnen Obliegenheiten der Armee-, Korps- und Divisionsproviantämter, der Korpsbäckereiämter, der Feld-, Reserve- und Etappenbäckereikolonnen usw. genau festgelegt worden. Die Verpflegungsoffiziere, die an die Stelle der in früheren Kriegen mit der Truppenverpflegung betrauten Zahlmeister getreten waren, erhielten durch die Feldverpflegungstabellen Aufschluß über die wichtigsten, mit ihrer Aufgabe zusammenhängenden Fragen, lernten durch sie die Gewichte der Portionen und Rationen genau kennen und umrechnen, wurden über den Raumbedarf der Verpflegungsmittel, über Abmessung und Fassungsvermögen der in den Magazinen gebräuchlichen Zelte, sowie des zur Beförderung dienenden Transportmaterials eingehend unterrichtet, kannten den Bedarf daran für lebendes Vieh, sowie den Unterschied zwischen Lebend- und Schlachtgewicht. Im Felde müssen die Verpflegungsoffiziere genau über Verpflegungsstand und -bedürfnisse der Truppe Bescheid wissen, um diesbezügliche Wünsche an die Beamten der Divisionsintendantur weitergeben zu können. Sie haben ferner darüber zu wachen, daß die zur Verteilung gelangenden Lebensmittel unver-





Der Karlsbader Sprudel liefert etwa 1100 hl pro Tag. Er müßte ungefähr 520 Tage im Betrieb sein, um die Menge von Mineralwasser und Fruchtsäften, 577528 hl, zu liefern, die aus der Heimat ins Feld geschickt wurden.

dorben und von tadelloser Beschaffenheit sind. Weiß man doch, daß die Leistungsfähigkeit der Soldaten im Kriege nicht nur von der Quantität der Nahrung, sondern noch weit mehr von deren Qualität abhängig ist, und daß Krankheiten der Mannschaften seltener durch Mangel an Kost als durch deren ungenügende Beschaffenheit verursacht werden. Aus solchem Grunde ist auch ihre schmackhafte und einwandfreie Zubereitung von Wichtigkeit. Sie wird begünstigt durch Verwendung der fahrbaren Feldküchen, deren sich die Russen während des mandschurischen Krieges mit so großem Nutzen bedienten, daß die Japaner ihnen diese Neuerung noch im Verlauf des Feldzuges nachmachten. Seit dem Jahre 1908 sind sie auch in unserer Armee eingeführt worden. Im Gegensatz zu den bisherigen Abkochmethoden, die nur eine unregelmäßige und daher gesundheitsschädliche Verpflegung gestatteten, ermöglicht die Feldküche die Verabreichung der Hauptmahlzeit in der Mitte des Tages und hält mittels der beigegebenen Speisenträger das Essen mehrere Stunden lang warm. Neben der dadurch verstärkten Widerstandsfähigkeit gegen Erkrankungen gewährt sie den Truppen noch den Vorteil einer Gepäckerleichterung, da sie die dritte eiserne Portion mit sich führt, um sie nötigenfalls schon während des Marsches in ihrem 200 l fassenden Speisekessel zu kochen. Bekanntlich darf der eiserne Bestand an Verpflegungsmitteln, der für sämtliche Truppen und Formationen mit Ausnahme der Kavallerie drei Portionen umfaßt, nur im Notfall auf ausdrücklichen höheren Befehl angegriffen werden. Die einzelne eiserne Portion enthält 250 g Eier- oder Feldzwieback, 200 g Fleischkonserven, 150 g Gemüse- oder Fleisch-Gemüsekonserven, 25 g gebrannten Kaffee und ebensoviel Salz. Ihr volles Traggewicht stellt sich mit der Verpackung auf 836 g. Nicht weniger als 269½ Mill. Portionen Fleischkonserven und 200 Millionen Portionen Gemüsekonserven sind in den beiden ersten Kriegsjahren von unseren Soldaten als eiserne Portionen verbraucht worden. Man sieht daran, welche ungeheuere Bedeutung für unsere Truppenverpflegung die Konserven erlangt haben, deren Verwendung für diesen Zweck schon Leibniz vor 200 Jahren energisch empfahl, nachdem der Physiker Papin, der Erfinder des bekannten Dampfkochtopfes, ihm einen ersten Vorschlag zu ihrer Herstellung unterbreitet hatte. Die besonderen Vorzüge der Konserven, ihre schnelle Verwendbarkeit und Unterbringung möglichst hoher Nährwerte auf kleinem Raume, sichern ihnen auch eine wichtige Rolle in der täglichen Feldkost unserer Soldaten, die sich aus der Brotportion von 350 g Brot oder 400 g Eierzwieback oder 500 g Feldzwieback und der recht vielgestaltigen Beköstigungsportion zusammensetzt. Für die letztere stehen dem Frontsoldaten 250 g frisches, gesalzenes oder gefrorenes Fleisch zu, ferner 150 g geräuchertes Rind-, Schweine- oder Hammelfleisch oder geräucherter Speck, Fleisch- oder Dauerwurst, oder 150 g Fleischkonserven, an deren Stelle 250 g Fischkonserven oder ebensoviel Heringe oder 600 g Flußfisch oder 400 g frische Seefische oder 300 g Salzfische oder 200 g Klippfische oder die gleiche Menge aus letzteren beiden Sorten hergestellter Räucherfische treten können. Hierzu kommen entweder 125 g Reis, Graupen, Grütze, Hafer- oder Gerstenflocken, oder 250 g Hülsenfrüchte, die auch durch 60 g Dörrgemüse oder 150 g Gemüsekonserven ersetzt werden können. Sie fallen fort bei einer Zugabe von





1500 g Kartoffeln, 250 g Kartoffelflocken oder 300 g Dörrkartoffeln. Mitunter wird auch die Hälfte der Portionssätze für Gemüse und Gemüsekonserven gemeinsam mit der Hälfte der für die drei Kartoffelsorten festgesetzten Mengen verabfolgt, oder ein Drittel der letzteren mit zwei Dritteln von jenen kombiniert. Als Gemüse werden unter Umständen auch 200 g Nudeln oder 1200 g Speiserüben oder ebensoviel grüne Bohnen, Wirsingkohl, Weiß-, Grün- oder Rotkohl oder 450 g Sauerkohl abgegeben, die auch durch 125 g Backobst oder 250 g gesalzene Schnittbohnen oder 400 g gesalzenen Spinat ersetzt werden können. An Gewürzen stehen pro Kopf 25 g

Salz zur Verfügung, denen 25 g Zwiebeln oder 0,4 g Pfeffer, 0,1 g Paprika, 2 g Kümmel, 0,1 g Nelkenblüte, 0,05 g Lorbeerblätter, 0,02 g Majoran, 0,05 l Essig, 0,05 l Speiseöl oder 3 g gemahlener Zimt zugefügt werden. Schließlich gibt es noch täglich 2,5 g Mostrich. Für die Herstellung warmer Getränke werden 25 g gebrannter Kaffee oder 3 g Tee mit 17 g Zucker verabfolgt; auf besondere Verordnung können an deren Stelle 15 g Kakao mit 25 g Zucker zugebilligt werden. Zum Brotaufstrich dienen 65 g Butter oder Schmalz, als dessen Ersatz auch fettes Schweinefleisch in Büchsen dienen muß. Treten Mett-, Blut- oder Leberwurstkonserven sowie Käse oder Obstmarmelade an deren Stelle, so beträgt die tägliche Portion 125 g. Nach der Kriegsverpflegungsvorschrift ist in besonderen Fällen eine Erhöhung der Beköstigungsportion zulässig, jedoch nur um höchstens ein Drittel ihrer regelmäßigen Mengen. Desgleichen sind die Kommandierenden Generale dazu ermächtigt, bei außergewöhnlichen Anstrengungen der Truppen die Rationen für die Reit- und Zugpferde um höchstens 500 g Hafer oder 1500 g Heu zu erhöhen. Deren für die mobilen Truppen maßgebende „schwere Kriegsration“ beträgt 5000 g Hafer, die im Bedarfsfalle bis zu einem Drittel durch Roggen, Weizen, Mais, Erbsen oder Bohnen ersetzt werden dürfen, dazu 2500 g Heu und 1500 g Futterstroh; schwere Zugpferde erhalten die doppelte schwere Kriegsration und einen Zuschuß von 2500 g Heu.

Um sich einen Begriff zu machen von den ungeheuren Lebensmittelmengen, die zur Befriedigung aller Ansprüche der Truppen auf die ihnen zustehenden Portionen und Rationen erforderlich sind, vergegenwärtige man sich, daß die Feldkost vom ersten Mobilmachungstage an nicht nur allen mobilen Heeresangehörigen ohne Unterschied des Ranges und der Dienststellung zur Verfügung steht, sondern auch den Vorspännern, den Arbeitern in Feld- und Etappenmagazinen, den Delegierten und dem Personal der Freiwilligen Krankenpflege im Etappengebiet, Polizei- und Zivilbeamten und anderen Zivilpersonen, die bei dem mobilen Heere dauernd Dienste leisten, sowie dem Fahr- und Zugpersonal der Verpflegung erhaltenden Militärzüge. Kein Wunder, daß allein in den ersten beiden Kriegsjahren ein Nachschub von Kartoffeln, Kartoffelflocken, Kaffee, Tee, Zucker, Hafer, Ersatzfuttermitteln, Preßheu und Stroh erforderlich wurde, der einem Gesamtgewicht von 5 334 875 t entsprach. Wollte man alle diese Waren gleichzeitig verfrachten, so würde man dazu ein Aufgebot von Transportmitteln benötigen, wie es einstmals die englische Handelsflotte von 5471 Dampfern mit ihrem Gehalt von 5 369 951 t besaß, ehe unsere Unterseeboote im Laufe des Krieges diese stolzen Ziffern erheblich herabzusetzen vermochten. Aber auch sie hätte den gesamten Nachschub von Verpflegungsmitteln für die Truppen und Pferde nicht zu fassen vermögen, denn sein Gewicht belief sich auf nicht weniger als 7 958 000 t. Legt man das zulässige Ladegewicht von 1093 kg für die zum Transport dienenden Lebensmittelwagen zugrunde, so ergibt sich, daß nicht weniger als rund 7 950 000 Eisenbahnwagen zum Transport dieses Verpflegungsnachschubs erforderlich gewesen sind. Bei einer durchschnittlichen Länge von 10 m ergeben sie aneinandergereiht einen Zug von 79 500 km, der auf unserer Erde nirgends Aufstellung nehmen könnte, da er ungefähr das Doppelte ihres Umfangs mißt. Angesichts dieses ungeheuren Frachtraum-Bedarfs weiß man naturgemäß die Vorzüge aller einen raumsparenden Versand der Lebensmittel ermöglichenden Verarbeitungen der letzteren zu schätzen. Fertige Fleischprodukte in Gestalt von Dauerfleisch und Wurstkonserven, erstere im Gesamtgewicht von 189 319, letztere von 19 645 t, gesellten sich zu den Viehlieferungen aus der Heimat, die aber dennoch auch ihrerseits zu Riesenziffern anschwollen, nachdem im zweiten Kriegsjahre die Requisitionen fast gänzlich fortfallen mußten. Denkt man sich die 449 159 Schweine, 930 934 Rinder und 573 321 Hammel, die im Laufe der ersten beiden Kriegsjahre unseren kämpfenden Truppen nachgesandt worden sind, in dichtgedrängten Herden zusammengestellt, so würden sie etwa einen Flächenraum von 3690 qkm bedecken, der demjenigen des Herzogtums Braunschweig entspricht. Und alle diese Vorräte hat ein Land aufzubringen, für das seit etwa 30 Monaten jegliche Nahrungsmittelzufuhr aus dem Auslande fortfällt! Da ist freilich schwer zu entscheiden, was größere Bewunderung verdient: seine ungebrochene Produktionskraft, die Entsagungsfähigkeit seiner Zivilbevölkerung, die die ihr auferlegten unerläßlichen Entbehrungen mit Würde erträgt, oder das Zielbewußtsein der Militärverwaltung, die die Truppenverpflegung so ausgezeichnet organisiert hat, daß der komplizierte Apparat auf den verschiedenen, so weit auseinander liegenden Operationsgebieten bisher unausgesetzt tadellos funktioniert. Denn mit der Beschaffung der Vorräte allein ist ja noch nichts getan; weit schwieriger gestaltet sich die Aufgabe einer gerechten und rechtzeitigen Verteilung. Benötigt doch eine einzige Division zur Deckung ihres täglichen Bedarfs einer Vorrats-

4½ Milliarden Cigarren und 4 Milliarden Cigaretten — 160 Mtr.

Die ins Feld geschickten Zigarren und Zigaretten würden, in Kisten zu je 100 Stück verpackt und zu einer riesigen Säule aufeinander geschichtet, der Höhe, Breite und Tiefe der Türme des Kölner Domes gleichkommen.

menge, für deren Lieferung 32 Lastautomobile zu je 3 t erforderlich sind, und der wöchentliche Bedarf muß gar von 61 Wagen zu je 10 t und 8 Wagen zu je 5 t herbeigeschafft werden. Damit ist dann wohl für den Hunger ausgesorgt, aber noch immer nichts für den Durst der Mannschaften geschehen. Um ihn zu stillen, werden den Truppen sehr große Mengen von Fruchtsäften und Mineralwässern zugeführt, die letzteren zum großen Teil aus den hinter der Front eingerichteten, im Betriebe der Etappen befindlichen Mineralwasserfabriken. Auf weit mehr als eine halbe Million Hektoliter berechnet man die in zwei Jahren vertilgten Erfrischungsgetränke. Zu ihrer Veranschaulichung möge man an die tägliche Lieferung des Karlsbader Sprudels von etwa 1100 hl seines heilspendenden Wassers denken und sich vergegenwärtigen, daß er 520 Tage, also fast anderthalb Jahre in Betrieb bleiben müßte, um die erwähnte Menge hervorzubringen. Zu ihr gesellen sich naturgemäß noch sehr viel größere Beträge verbrauchten Bieres, dessen Nachschub erst seit der am 1. August 1915 getroffenen Neuregelung zu übersehen ist. Von diesem Zeitpunkt an bis zum 30. September 1916 betrugen die Sendungen aus der Heimat, mit Ausnahme von Bayern und Württemberg, 2717222 hl. Eine Biertonne, die solche Mengen aufzunehmen vermöchte, würde sich zu dem bekannten Heidelberger Faß mit seinem Hohlraum von 212422 l verhalten wie der Riese Goliath zu seinem schmächtigen Gegner aus der Philisterschlacht. Fast ebenso willkommen wie



dieses erquickende Getränk dürften unseren Truppen die 8½ Milliarden Zigarren und Zigaretten gewesen sein, die ihnen, abgesehen von den als Liebesgaben und Marketenderwaren ins Feld gewanderten Rauchmitteln, geliefert worden sind. Man denke sich, daß die 160 m hohen Türme des Kölner Doms aus Zigarrenkisten erbaut wären, von denen jede 190 Stück faßte, dann gewinnt man eine Vorstellung von dem Raumbedarf dieser Sendungen! Wie aber soll man denjenigen der übrigen Vorräte, der Butter-, Schmalz-, Schmalzersatz-, Käse- und Marmeladenmengen, der verschiedenartigen Konserven sowie der Backmehl- und Zwiebacksendungen von 1224914 t, dem Anschauungsvermögen näherbringen? Unsere Abbildung zeigt die Riesenwürfel, die sich aus den verbrauchten Waren ergeben würden, in ihrem Größenverhältnis zum Berliner Reichstagsgebäude, dem Sinnbilde des starken Deutschen Reiches, zu dessen Zertrümmerung unsere Feinde diesen furchtbaren Krieg angezettelt haben und zu dessen Verteidigung wir ihn durchhalten müssen. Der stolze Bau gibt uns den Maßstab zur Abschätzung der ungeheuren Vorräte, die das Reich seinen Truppen zugeführt hat, und erinnert uns zugleich daran, daß sie nicht vergeblich geopfert worden sind. Haben doch auch sie zu seiner Verteidigung beigetragen, indem sie die Armee in gutem Zustande erhielten, so daß sie in dreißig schweren Kriegsmonaten nichts von jener Widerstandsfähigkeit und Stoßkraft eingebüßt hat, die unsere Feinde mit gutem Grunde fürchten.



Nebel. Nach einem Gemälde von **Arno Grimm.**



sie ganz schnell und rüstig an einen Reisekorb in der Ecke und holte eine Pappschachtel heraus, die sie sich auf den Schoß setzte und öffnete. Obenauf lag ein Zettel mit dem Spruch, der „auf ihren Emil so paßte“. Ich warf einen Blick in den Kasten und zog wahllos ein Blatt daraus hervor.

„Der Kegelklub Gut-Holz erlaubt sich vor seiner Auflösung, Ihnen, verehrter Herr Walther, seinen herzlichsten Dank für Ihre aufopfernde Mühewaltung auszusprechen. Hochberg, d. 4. 1. 1873.“

„Vom Kegelklub!“ sagte sie ernst. „Ich sehe noch Herrn Seebald — er ist jetzt Stadtrat — und den Herrn Rektor Mügge, der immer die ‚Streifzüge um Hochberg‘ für den Stadtboten schrieb — jetzt ist er ja längst tot —, im schwarzen Rock und Zylinder, wie sie ihm das brachten.“ „D. 4. 1. 1873.“ stand unter dem Schriftstück. Seit vierzig Jahren ruhte also der Kegelklub Gut-Holz. Ach ja, Frau Walther hatte ein gutes Gedächtnis.

Ich sah noch ein zerkautes, ganz schiefes Kinderschuhchen, vermutlich Paulchens erstes — eine gepreßte Blume, sorglich auf einen weißen Bogen geklebt, Briefe und anderes.

„Das Familienarchiv derer von Walther,“ sagte ich leise lächelnd, aber es war weiß Gott kein Spott dabei.

„Ja, und ich wollte Ihnen ja erzählen, was der Herr Kaplan noch von meinem Mann gesagt hat, hier zu mir, an dieser Stelle,“ fuhr sie wichtig fort. „Frau Walther,“ sagte er, „Ihr Mann war ein gutes Beispiel für das ganze Armenhaus. Ein gutes Beispiel,“ wiederholte sie gerührt. „Ja, sehen Sie, Herr Erich, nun ist er tot, aber das bleibt ja doch. Ein gutes Beispiel für das ganze Armenhaus! So hat er dadurch, daß er hier starb, der Welt mehr genützt, als wenn wir in der Querstraße geblieben wären.“

Ich sah mich um in dem lieblos kahlen Raum. Das Herz schnürte es mir zu, daß die arme Alte hier allein hausen sollte. In dem Augenblick tat es mir zu leid, daß ich nicht reicher war, um hier helfend einspringen zu können.

„Ja, ich werde ja die große Stube nicht allein bewohnen,“ sagte sie, meinem Rundblick mit ihren Augen folgend, „eine alte Fischfrau vom Schleusentor zieht mit zu mir.“ Großer Gott, Zimmergenossin von meines Emils Königin wurde eine alte Fischfrau vom Schleusentor? Die Sorte kannte ich noch von meiner Kindheit her. Es war das Ordinärste vom Ordinären. „Ja, eine andere Welt,“ bestätigte sie lächelnd meinen Gedankengang. „Die wird Augen machen, wenn ich ihr von meinem Mann und meinem Sohn erzähle. Deshalb, weil es doch so eine Frau nun mal anders gewöhnt ist als unsereins, will ja der Aufseher auch nicht, daß ich die Wände mit meinen Sachen behänge. Es erregt nur Neid.“

Mit ihren Sachen? Hatte sie denn noch etwas nach dem traurigen Bankrott von damals? „Aber sehen Sie mal, Herr Erich, hier.“ Sie zog mich an der Hand vor den scheußlichen Waschtisch, dessen Deckel sie herunterbog. Ein beinah verschmitztes Lächeln spielte um ihre tränenden Augen. „Sehen Sie, da!“ Und sie wies nach der Wand, wo eng zusammengedrängt die Gedichte mit den Rosenrahmen, als glanzvoller Mittelpunkt das Gedicht „An meine Königin“ über Paulchens Männchen aus Strichen hingen. Als tue sie etwas Unrechtes, schaute sie sich eine Sekunde lang um, dann hob sie wieder den alles verdeckenden Waschtischdeckel vor ihre Schätze. „So etwas wird freilich weiter keiner im Armenhaus haben, so etwas nicht.“ Und sie legte beide Arme zärtlich um die wieder verhüllte Pracht.

Ein verspäteter Kranz wurde noch abgegeben. Vielleicht mit Absicht verspätet, ich weiß es nicht. Eine Visitenkarte lag dabei. „Frau Katharina Western, geb. Glöckner, p. c.“

„Die Frau Landrat“, sagte Frau Walther zitternd und bewegt. Es schien mir, als habe die welke Haut ihres Gesichts noch die Kraft gehabt, zu erröten. „Auch die Frau Landrat erweist ihm noch die letzte Ehre. Sie müssen nämlich wissen, Herr Erich,“ jetzt sah Frau Liese beinah ein bißchen hochmütig aus, „die Braut meines verstorbenen Sohnes hat im letzten Jahr noch den Herrn Landrat geheiratet. Er war schon zwanzig Jahre Witwer.“

Eine Sekunde erschrak ich bei der Nachricht. Daß die Braut ihren Paul nie hatte vergessen können, war ihr Stolz und ihr Glück gewesen. Was mußte sie bei der Verlobung empfunden haben!

Ein Blick auf sie belehrte mich anders.

Da saß sie auf dem wurmstichigen Holzstuhl im Armenhaus, das verschrumpelte Frauchen im brüchigen Seidenkleid, den landrätlichen Kranz auf dem Schoß, das Antlitz wie verklärt nach oben gerichtet. Und da sah ich, die Heirat der einstigen Schwiegertochter war eine neue Ehrung für den verstorbenen Sohn. Er war verlobt gewesen mit der späteren Frau Landrat, der erste Mann des Kreises war sein Nachfolger geworden. Da thronte sie, die Arme, Einsame, Alte. Alles Liebe war ihr weggestorben, und sie saß doch wie auf einem Thron, so stolz und vornehm in ihrem Glauben an die eigene Bevorzugung.

Könige, dachte ich wieder bei mir, Könige im Glück bei einander, Könige in der Erinnerung daran! Wie auf Wolken geht ihr durchs Leben, hoch über allem, was andere enttäuscht und beschwert. Wie auf goldenem Thron sitzt ihr selbst im Armenhaus, denn ihr seht nur königliche Ehren für euch, und alles andere ist nicht da. Die Fischfrau vom Schleusentor wird einziehen, und sie wird dir, Frau Königin, zum Hofstaat werden, zum Volk, das den Glanz deines Hauses bewundern muß. Du wirst ihr die Pappschachtel zeigen, und die Frau wird die Pilgerschar sein, die in staunender Neugier zum Archiv des Königshauses gewallfahrtet kam. „Sie wird Augen machen, wenn ich ihr von meinem Mann und meinem Sohn — —“ Könige, wie habt ihr es doch gut da oben auf eurer Höhe! ☐

Friedlicher Winkel.
Nach einer Zeichnung von P. O. Engelhardt.



Unter Kameraden.

Von Horst Schöttler, Flugzeugobermatrose.



Vielleicht ist's eine alte Geschichte, denn ich habe sie nicht selber erlebt, sondern nur an Bord erzählen hören. Aber sie ist wohl wert, auch über die Bordwände hinaus zu dringen.

Heini war ein gewaltiger Säufer vor dem Herrn. Sobald er an Land gehen durfte, setzte er sich gründlichst unter Spiritus; das war nun mal sein einziges Vergnügen. Trotzdem wollte man ihm das nicht gönnen. Deshalb wurde angeordnet, daß er mittags bei der Musterung vorzutreten und seinen gestrigen Rausch zu melden habe. Das wirkt ja bei manchen Menschen erzieherisch.

Heini kam jedoch aus Angst vor der Meldung beim nächsten Nachturlaub noch mehr ins Trinken. Da begann er zu üben: „Melde, daß ich gestern besoffen war, Herr Leutnant.“ Und weil das herrlich ging, steckte er sich noch einen ordentlichen Buddel ein, um für den anderen Mittag den nötigen Mut aufbringen zu können. Nur Mut — dann ging's schon!

„Melde, daß ich gestern besoffen war, Herr Leutnant,“ brachte er mit schwerem Zungenschlag heraus.

Der Leutnant betrachtete die schwankende Gestalt. „Mensch — gestern? Sie sind ja heut noch ganz blau!“

Heini grinste glückstrunken. „Jawohl, Herr Leutnant! Aber das — darf ich erst morgen — das brauch' ich erst morgen zu melden, Herr Leutnant!“

Fräulein Müller. — Ihr kennt sie nicht? Doch, ihr kennt sie alle! Auch wenn sie zufällig mal Fräulein Meier oder Fräulein Anders heißen sollte. Der Typ ist: Fräulein Müller.

Fräulein Müller ist in Hunderttausenden von Prachtexemplaren über ganz Deutschland verbreitet. Und Fräulein Müller gewinnt den Krieg. Scherz beiseite: Fräulein Müller hilft wesentlich dazu, daß wir den Krieg gewinnen! Wir wollen dem lieben Gott danken, der das echte deutsche Fräulein Müller schuf.

Wir haben der Dame manches abzubitten. Man fand sie früher ein wenig lächerlich, sobald man ihrer hageren Gestalt und ihrer farbigen Bluse mit dem Lodenrock und dem merkwürdigen Ding von Unterrock irgendwo begegnete. Raffaels Engel als Brosche, ein fallsüchtiger Klemmer vor den Augen, eine Blume auf dem Hute und hinten zweifelsohne eine recht schöne feste Sicherheitsnadel. Wir glaubten das alles entbehren zu können.

Vielleicht hat aber Fräulein Müller schon damals viel Gutes gewirkt. Sicher! Zum vollen Glanze konnte sie sich jedoch erst in der Kriegszeit entfalten. Je länger der Krieg dauert, desto schöner entwickelt sie sich.

Das klingt immer noch lächerlich. Aber wahrhaftig nur, weil wir zu sehr gewohnt waren, dies prächtige Mädel allein von der einen Seite anzusehen. Jetzt lernt man ihre Rückseite kennen — und dort sitzt die Sicherheitsnadel.

Wer Fräulein Müllers unscheinbare Rückseite beachtet, der ist sofort versichert, daß wir noch dreißig Jahre lang den Krieg aushalten können. Wenn jemand zweifelnd den Kopf bewegt — Fräulein Müller impft ihm Mut ein. Und sie spricht nicht nur begeistert, o nein, sie handelt begeisternd!

Ihre Brosche mit dem bißchen Gold hat sie längst geopfert. Ihre kleinen Ersparnisse liegen in Kriegsanleihe fest. Das Leinenzeug von den Eltern her hat sie den Lazaretten gegeben. Die einzige, die nicht klagt, wenn die Kartoffeln knapp werden oder wenn eine neue unangenehme Verordnung herauskommt, ist stets Fräulein Müller. Ordnungsgemäß bringt sie jede nicht verwendete Karte aufs Amt zurück. Sie verzichtet sogar heimlich auf Butter und Milch; das darf nur niemand von der Verwandtschaft wissen, weil sie's ihr sonst abbetteln würden, und dann wäre nichts erspart. Sie vertraut bedingungslos der Regierung; sie mag nicht in Sachen hineinreden, die sie nicht versteht. Sie ist zufrieden, daß sie jetzt helfen kann, helfen, helfen, helfen — überall, wo ein williges Menschenkind gebraucht wird.



Ein gemütliches Quartier. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz gezeichnet von Alb. Lück.



Unter Kameraden. Nach einer künstlerischen Aufnahme von H. Spiegel.

Ja, die viele Arbeit macht sie müde. Aber wer steht zuerst auf, wenn ein verwundeter Soldat in die elektrische Bahn tritt und alle Kriegsgewinnstler ruhig weiter faulenzen? Immer Fräulein Müller! Und wer bezeugt den Soldaten bleibend das regste Interesse an ihren Leiden und Sorgen? Wer winkt und bringt Blumen, wenn ein Transport ins Feld geht? Wer verteilt auf den Bahnhöfen Ansichtskarten, Zeitschriften und Bücher?

Immer und überall dasselbe „Fräulein Müller"!

Der Glanz der Bluse ist inzwischen verblichen, die Blume auf dem Hute ist verregnet, der Kneifer ist noch fallsüchtiger geworden. Macht nichts: die Sicherheitsnadel ist geblieben wie sie war, und die hat sich glänzend bewährt! Drum Hut ab, Burschen, wo und wann ihr der noch hagerer gewordenen Gestalt begegnet — ihr wißt ja: dort kommt „Fräulein Müller"!

Es war kurz nach der Skagerrakschlacht. Die „Rheinland" hatte Kohlen genommen, und der liebe Gott schenkte Wilhelmshaven — „Schlicktau", wie's die Matrosen nennen — einen jener ganz seltenen Abende, von denen man behaupten kann, daß sie schön sind.

Doch wer achtete damals auf schön Wetter! Glücklich schien's nur einen zu machen: einen Trompeter. Er stand auf der „Rheinland" und blies mit aller Kraft sein Lied hinaus.

„Du Mädchen bleibe mein
Zu Stolzenfels am Rhein . . ."

Ein Lied, das vielleicht schlimmste Leierkastensorte ist; ich weiß nicht, ich habe das Gefühl dafür verloren. Ich weiß nur noch, daß ich selten etwas so Ergreifendes, etwas so wunderbar Deutsches erlebt habe. Aller Lärm, auch alles Hämmern und Pochen der nahen Werft schien plötzlich zu verstummen. Über den ganzen Hafen fort hörte man nur noch den Trompeter von der „Rheinland". Und als er geendet hatte, da erklang von den anderen dicken Pötten her und von den Torpedobooten, von den Arbeitsstätten, das Händeklatschen unzähliger Tausende.

Als Dank dafür setzte er noch einmal ein. Dasselbe Lied. Doch diesmal ertönte es mit aller Zartheit und Innigkeit, leise, wie über dem Wasser ersterbend.

„Du Mädchen bleibe mein
Zu Stolzenfels am Rhein . . ."

Und wieder verstummte alles Getöse für dies Lied. Jeder, der's mit erlebt hat, wird das bezeugen. Und wird bezeugen, daß er nie im Leben die halbe Stunde vergessen kann, in der ein einfacher Trompeter den Atem des deutschen Nordseekriegshafens zum Stillstehen brachte — für ein deutsches Lied.

In unserem Dorfe arbeitet ein kriegsgefangener Franzose, der ein gewaltiger Sänger vor dem Herrn ist. Weil er aber nicht französisch singen darf, singt er deutsch. Es geht schon recht nett. Gestern war ich auf Urlaub und hörte ihn beim Kartoffeleinfahren singen: „Haltet aus! Haltet aus im Sturmgebraus!" (Fortsetzung folgt.)



Tierische Gifte.

Von Dr. Günther Bugge. (Mit zwei Abbildungen.)



Giftige Tiere haben von jeher im Glauben und Aberglauben der Menschen eine große Rolle gespielt. Besonders phantastische Berichte über giftige Tiere sind uns von den naturwissenschaftlichen Schriftstellern des Altertums überliefert worden. So beschreibt z. B. Plinius mit großer Gründlichkeit die furchtbaren Giftwirkungen des Salamanders, der, „wenn er auf Bäume kriecht, alle Früchte vergiftet und ganze Völker auszurotten vermag"; Aelian weiß von Purpurschlangen zu erzählen, die ihren Feind anspeien, worauf die getroffene Stelle des Körpers abfault, und Nikander berichtet von der Kröte: „Wenn jemand von ihr einen Trank bekommt, so schwellen die Gliedmaßen an und dem Munde entströmt ein übler Geruch"...

Die moderne Erforschung der Tiergifte hat, unterstützt durch die Fortschritte der Chemie, diese Legenden auf das richtige Maß zurückgeführt. Die praktische Bedeutung dieses Teiles der Toxikologie liegt auf der Hand: einmal kann an eine wirksame Bekämpfung tierischer Giftwirkungen nur gedacht werden, wenn man sich über die chemische Natur der Gifte einigermaßen im klaren ist, anderseits hat die Medizin aus dem gründlichen Studium der Tiergifte wichtige Erweiterungen ihres Arzneischatzes zu erwarten, ebenso wie sie schon aus der Erforschung der Pflanzengifte eine Anzahl von wertvollen pharmakologischen Präparaten gewonnen hat.

Wenn man die Tiere auf ihre Giftwirkungen hin einteilen will, hat man zwischen aktiv und passiv giftigen Tieren zu unterscheiden. Zu den ersteren gehören z. B. die Giftschlangen, also Tiere, die vermittels eines besonderen Giftapparates (Zähne, Stacheln usw.) willkürlich einen von ihnen erzeugten Giftstoff abgeben können. Zu den giftigen Tieren der zweiten Art gehören solche, die, wie gewisse Käfer, zwar in ihrem Organismus Giftstoffe produzieren, mangels eines Giftapparates aber nicht imstande sind, diese Stoffe anderen Tieren einzuverleiben. Merkwürdigerweise ist auch der Mensch „passiv giftig", da er in den Nebennieren ein Organ besitzt, das normalerweise ein Gift erzeugt, das Adrenalin (oder Suprarenin). Diese Substanz verursacht bei der Injektion in die Venen schon in geringer Menge eine hochgradige Steigerung des Blutdrucks, die darauf beruht, daß sie eine eigenartige verengernde Wirkung auf die Blutgefäße ausübt. Die gefäßverengernde Wirkung macht das Adrenalin zu einem häufig angewandten „lokalen Anästhesierungsmittel", das bei chirurgischen Operationen zur Herstellung möglichst blutleerer Körperteile wichtige Dienste leistet.

Unter den Säugetieren findet sich nur ein aktiv giftiges Tier: das Schnabeltier. In keiner Tierklasse finden wir aber so wirksame Gifte, und Giftapparate von so zweckmäßiger Ausbildung wie bei den Schlangen. Die physiologische Rolle, die das Gift im Organismus der Schlange spielt, ist zurzeit noch nicht genügend aufgeklärt. Die Tatsache, daß auch die sogenannten ungiftigen Schlangen Drüsen haben, die ein Sekret absondern, deutet darauf hin, daß das Gift für die Schlangen nicht nur als Abwehrmittel oder zur Erleichterung des Beutefanges dient, sondern daß es gleichzeitig ein notwendiges Stoffwechselprodukt ist, dem irgendeine Bedeutung für die Verdauung zukommt. Das frisch entnommene Schlangengift ist eine klare Flüssigkeit, die beim Eintrocknen zu einer gelblich-grünlichen Masse erstarrt. In dieser Form ist es bei mäßiger Temperatur unbegrenzt haltbar und wirksam. Die Giftmengen, die die Schlangen produzieren, sind bei den verschiedenen Arten verschieden. So liefert z. B. eine Kreuzotter bei einmaligem Biß ca. 30 mg flüssiges Gift, während man einer Cobra fast die zehnfache Menge auf einmal abnehmen kann. Die chemische Zusammensetzung des Schlangengiftes ist noch nicht aufgeklärt worden. Man weiß nur, daß es ein Gemisch verschiedener Eiweißstoffe ist, die man als Toxalbumine bezeichnet.

Wenn man bedenkt, daß allein in Ostindien nach amtlichen Berichten der englischen Regierung jährlich ca. 20000 Menschen an Schlangenbissen zugrunde gehen, wird die Bedeutung der Aufgabe klar, geeignete Mittel zur Bekämpfung der Giftschlangengefahr ausfindig zu machen. Die viel empfohlenen Mittel: Abschnüren der Bißstelle, Aussaugen oder Ausbrennen der Wunde usw. können zwar bei rechtzeitiger Anwendung einige Dienste leisten, versagen aber im allgemeinen, wenn durch den Schlangenbiß eine tödliche Dosis des Giftes ins Blut gelangt ist. Auch die chemischen Gegenmittel, die durch örtliche Einwirkung an der Bißstelle die Giftwirkung schwächen sollen (wie Kaliumpermanganat, Ammoniak u. a.), haben nach neueren Untersuchungen nur einen zweifelhaften Wert. Am besten scheinen sich noch in dieser Hinsicht der Chlorkalk und das unterchlorigsaure Kalium bewährt zu haben, deren wässerige Lösungen in der Nähe der Bißstelle unter die Haut injiziert werden. Sehr überschätzt worden ist auch die angeblich günstige Wirkung reichlichen Alkoholgenusses.

Die einzige Methode, mit der man einwandfreie Erfolge erzielt hat, ist die Serumtherapie des Schlangenbisses. Diese Methode gründet sich auf die Tatsache, daß Tiere, denen man in gewissen zeitlichen Zwischenräumen geringe Mengen von Schlangengift einverleibt, nach einiger Zeit gegen das Gift immer unempfindlicher werden, so daß sie schließlich eine Dosis, die normalerweise tödlich wirkt, ohne Störung ihres Befindens vertragen können. Der tierische Organismus wehrt sich gegen die Einführung kleiner Gaben von Gift dadurch, daß er in seinem Blute gewisse Stoffe erzeugt, die das Gift zerstören oder durch chemische Bindung unwirksam machen. Entzieht man einem auf diese Weise immunisierten Tier durch Aderlaß Blut, so kann man aus dem Blute ein Serum gewinnen, das ein nicht immunisiertes Tier, dem es injiziert wird, gegen die Wirkungen des Schlangenbisses schützt.

Das Verdienst, die Gewinnung derartiger Heilsera in großem Maßstabe zuerst durchgeführt zu haben, gebührt Calmette (er ist gleich zu Beginn des Krieges in deutsche Gefangenschaft geraten), dem Direktor des Pasteur-Instituts in Lille. In diesem Institut werden seit Jahren große Mengen von Serum hergestellt, die von dort in alle Weltteile versendet werden. Die ausgezeichneten Erfahrungen, die man in schlangenreichen tropischen Gegenden mit dem Serum gemacht hat, haben zur Gründung ähnlicher Institute in anderen Ländern geführt, von denen eines der bedeutendsten das von Butantan in Brasilien ist. Den in diesen Instituten in Gefangenschaft gehaltenen Giftschlangen wird von Zeit zu Zeit eine bestimmte Menge Gift abgenommen, eine Prozedur, die natürlich eine ziemliche Geschicklichkeit erfordert. Zur Gewinnung des Serums wird das Gift in kleinen Mengen größeren Tieren (Pferden, Eseln usw.) eingeimpft, die nach erfolgter Im-

munisierung zur Ader gelassen werden; aus dem Blut wird dann das Serum isoliert.

Es hat sich gezeigt, daß die Schlangengiftsera „spezifisch“ sind, d. h. daß sie immer nur gegen das Gift derjenigen Schlangenart schützen, mit deren Gift die Immunisierung erfolgte. Da es oft vorkommt, daß sich die Identität einer beißenden Schlange nicht feststellen läßt, wird außer den verschiedenen besonderen Antitoxinen ein aus der Mischung derselben bestehendes allgemeines Serum hergestellt.



Aus dem Leben der Schlangen: Aus dem Ei ausschlüpfende Schlangenbrut.

Die Erfolge, die man mit der Serumtherapie der Schlangenbisse erzielt hat, haben auf eine häufig angezweifelte Tatsache neues Licht geworfen: auf die Frage, ob es Menschen gibt, die gegen Schlangengift immun sind. In älteren und neuen Reisebeschreibungen wird von „Schlangenbeschwörern“ erzählt, die, ohne Schaden zu nehmen, die Bisse von Giftschlangen vertragen können. Von den Hottentotten ist bekannt, daß sie den Inhalt der Giftdrüsen gefangener oder getöteter Puffottern, einer der gefährlichsten Giftschlangenart Südafrikas, trinken und sich so allmählich an das Gift gewöhnen. In Mexiko und Brasilien schützen sich die Eingeborenen gegen Schlangenbisse, indem sie sich die Haut mit den Zähnen von Giftschlangen ritzen. Diese Gebräuche, die meistens unter gleichzeitiger Vornahme religiöser Zeremonien ausgeübt werden, stellen unzweifelhaft Immunisierungsverfahren in primitivster Form vor.

Außer den Giftschlangen liefert die Klasse der Reptilien nur noch ein giftiges Tier: die in Mexiko lebende Krusteneidechse (Heloderma), deren Gift dem Schlangengift chemisch nahesteht. Ihr Biß verursacht beim Menschen heftige Schmerzen und starke Entzündungserscheinungen, führt aber selten zum Tode.

Unter den Amphibien steht die Kröte seit langem in dem Ruf eines gefährlichen Gifttieres. Tatsächlich produziert sie in Drüsen, die unter der Haut liegen, ein giftiges Sekret, aber Zähne oder andere geeignete Mittel zur Einimpfung des Giftes fehlen ihr, so daß sie für den Menschen nicht schädlich werden kann. Das Gift der Kröte wurde zuerst von dem Würzburger Pharmakologen Faust in ziemlich reiner Form gewonnen und Bufotalin genannt. Vor kurzem hat Wieland das Bufotalin in kristallisierter Form hergestellt und seine chemische Zusammensetzung — es enthält nur Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, dagegen keinen Stickstoff — einwandfrei ermittelt. Seinem Charakter nach ist das Bufotalin ein Herzgift; schon Mengen von wenigen Milligramm genügen, um kleinere Säugetiere zu töten.

Auch der Feuersalamander gehört zu den passiv giftigen Tieren und erzeugt, wie die Kröte, in gewissen Hautdrüsen eine giftige Absonderung, die er aber nicht willkürlich auszuspritzen vermag. Dieses Gift enthält zwei wirksame Stoffe, das Samandarin und das Samandaridin, die chemisch der Klasse der Alkaloide angehören. Die Vergiftung mit Samandarin äußert sich in Symptomen, die auffallende Ähnlichkeit mit denen der Tollwut haben.

Unter den Fischen gibt es zahlreiche giftige Arten, die in den Stacheln, die sich an ihren Flossen oder am Kiemendeckel befinden, gefährliche Apparate zur Giftübertragung besitzen. Von diesen giftigen Stachelflossern ist am bekanntesten das Petermännchen (Trachinus draco), das sich in manchen Jahren in großen Schwärmen in der Nordsee zeigt. Der in der Nord- und Ostsee häufig vorkommende Seeskorpion (Cottus scorpius) produziert während der Laichzeit ein Gift, das bei der Übertragung durch Stich heftige Schmerzen hervorrufen kann.



Aus dem Leben der Schlangen: Eine Natter beim Verschlingen einer Maus.

Zu den wenigen Fischen, die durch ihren Biß vergiften können, gehört die schon von den alten Römern wegen der Zartheit ihres Fleisches sehr geschätzte Muräne. Die im Mittelmeer vorkommende gemeine Muräne (Muraena helena) wird dem Menschen nur selten gefährlich; weniger harmlos sind die in den Tropen lebenden Muränenarten, die bis $2^{1}/_{2}$ m lang werden und mit ihrem starken Gebiß auch den Menschen angreifen sollen.

Außer den Fischen, die mit Hilfe besonderer Vorrichtungen ihr Gift von sich geben, gibt es einige, bei denen das Gift im ganzen Körper verteilt oder in einigen Organen lokalisiert ist. Beispiele dieser Art von giftigen Fischen sind die gewöhnliche Barbe (Cyprinus barbus), deren Rogen die sogenannte Barbencholera veranlaßt, und verschiedene Fische der Gattung Tetrodon, deren Fleisch das gefährliche Fugugift enthält. Auch das Blut der Neunaugen und Aale enthält ein Gift, das sogenannte Ichthyotoxin, das schon in geringen Mengen bei der Injektion den Tod von Säugetieren herbeiführt.

Grundsätzlich verschieden von den Vergiftungen, bei denen das Fischgift ein normales Stoffwechselprodukt des Fisches ist, sind die Vergiftungen durch Fischfleisch, das nach dem Tode der Tiere durch Bakterien eine Zersetzung erfahren hat, wobei sich Fäulnisgifte bilden. Die Ursache der Vergiftungen durch den Genuß von Miesmuscheln und Austern hat bis jetzt noch keine völlige Aufklärung gefunden. Feststeht jedenfalls, daß es sich hier nicht um fäulnisartige Veränderungen der Muschel handelt, sondern daß frische, lebende Muscheln unter gewissen Umständen giftige Eigenschaften annehmen können.

Unter den Gliederfüßern, zu denen die Spinnentiere, Tausendfüßer und Insekten gehören, gibt es eine große Anzahl von giftigen Tieren. Die Giftigkeit der Skorpione, die im Altertum Anlaß zu grotesken Fabeln gab, wird dem Menschen nur in den tropischen Ländern gefährlich. Gegen das eigene Gift ist der Skorpion, wie die meisten Gifttiere, unempfindlich. Aus diesem Grunde sind die Berichte über den angeblichen „Selbstmord" von Skorpionen als sehr unwahrscheinlich anzusehen.

Von den Spinnen werden ebenfalls nur die den tropischen Gegenden angehörenden Arten dem Menschen gefährlich, während die europäischen Spinnen ziemlich harmlose Tiere sind. Das letztere gilt auch von der süditalienischen Tarantel, deren Biß beim Menschen nur vorübergehende Rötung und Anschwellung der Bißstelle bewirkt. Etwas unangenehmer ist der Biß der südrussischen Karakurte, der zeitweilige Lähmungserscheinungen hervorrufen soll. Die Giftigkeit der Kreuzspinne, die früher angezweifelt worden ist, muß nach neueren Versuchen als erwiesen betrachtet werden; man kann das in ihrem Körper enthaltene Gift mit Wasser extrahieren.

Unter den Insekten treffen wir als bekannt aktiv giftige Tiere die Bienen, Wespen, Hornissen und Hummeln an. Der wirksame Bestandteil des Bienengiftes ist chemisch bisher noch nicht erkannt worden. Man hat früher angenommen, daß er identisch mit Ameisensäure ist; dies ist aber sicher nicht der Fall, wenn auch geringe Mengen von Ameisensäure wahrscheinlich in dem frisch entleerten Gifttröpfchen vorhanden sind. In der Wirkung zeigt das Gift, das nur wegen der in Betracht kommenden kleinen Menge verhältnismäßig ungefährlich ist, manche Ähnlichkeit mit dem der Schlangen; andererseits scheint es mit dem gleich zu erwähnenden Cantharidin verwandt zu sein.

Von manchen Käferarten ist bekannt, daß sie zu ihrer Verteidigung giftige Sekrete absondern können. So lassen z. B. der Maiwurm (Meloë majalis), die spanische Fliege und andere zur Familie der Canthariden gehörende Käfer beim Anfassen eine gelbliche Flüssigkeit aus den Gelenkspalten austreten, die auf der Haut intensiv blasenerregend wirkt. Das wirksame Prinzip dieser Flüssigkeit, das Cantharidin, ist ein starkes Gift, von dem 20—30 mg für den Menschen tödlich wirken. In getrockneter Form werden die Canthariden noch heute zu medizinischen Zwecken benutzt (äußerlich als Pflaster und innerlich gegen Wassersucht, Gicht, Bronchitis und andere Krankheiten). Eine große Rolle haben die Canthariden in den „Liebestränken" des Altertums und Mittelalters gespielt.

Abendlied im Krieg.

Nun wende, Herr, das Herzeleid!
Es ist vollkommen an der Zeit,
Und blicke auf die Deinen.
Die Sonne sinkt am Himmelsrand.
Es fließt viel Blut ins weite Land,
Liegt rot auf Weg und Steinen.

Wir zogen hell am Morgen aus,
Hoch am Gewehr den Blumenstrauß,
Zu Häupten Fahnenschwingen.
Wir schritten auf und ab die Schlacht
Und haben schweres Werk vollbracht.
So laß es denn gelingen!

Sprich Amen! Gib den Segen drein
Und laß genug des Haders sein,
Der armen Menschen wegen.
Gedenk der Mütter und der Fraun,
Der Kinderlein, die auf dich schaun,
An dich die Händlein legen.

Doch kannst du's nicht, ist's nicht genug
Des Jammers, den die Menschheit trug,
So steh uns bei im Dunkeln.
Laß uns getrost den Feind angehn
Und aufwärts voll Vertrauen sehn,
Wo Heimatlichter funkeln.

Ja, steh bei uns auf dieser Wacht,
Bis daß die böse Nacht vollbracht,
Bis hell sind Land und Gassen.
Sieh an das liebe deutsche Reich;
Ihm kommt doch nichts auf Erden gleich.
Das kannst du nicht verlassen!

Will Vesper.



Karpathenwinter. Nach einem Gemälde von Stanislaus Janowski.

Das jüngste Aufgebot.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch. Von Lambert.

Das jüngste Aufgebot, das die große Not des dreijährigen Krieges täglich neu aushebt, ist die Jugend, die es nicht mehr gibt. Sie trägt nicht Rucksack noch Gewehr, sie hebt mit ihren schwachen Händen nicht die Erde irgendwelcher Schützengräben aus. Ihr rührender und erschütternder Kriegsdienst ist es, in diesen schweren Jahren jung zu sein und schon die Sorge zu kennen, glatte Wangen zu haben und schon den Kummer erfahren zu müssen, der Gramfalten in die kindlich blanke Stirn gräbt.

Die Jugend des Weltkriegs ist um unendlich viele Dinge betrogen, auf die sie, seit es Kinder gibt und Eltern gibt, ein unveräußerliches, unverlierbares Anrecht zu haben schien. Die Jugend darf nicht jung sein, wenn Jungsein heißt: ahnungslos und ohne Schuld unter den grünen Bäumen des Gartens einer seligen Kindheit zu gehen. Dieser schönste Garten, den die Erde trägt, ist verwüstet und verheert, die Schlange wohnt in seinen Wipfeln, Disteln und Dornen wuchern über seinen grünen Plan. Es gibt keine Jugend mehr, wie wir sie gekannt haben. Es gibt nicht mehr die sorgenlosen, schönen Tage voll kindlicher Spiele, die blauen Himmel ohne Wolken sind dahin, und wer in diesen bitter schweren Jahren von 1914 bis heute jung gewesen und ein Kind gewesen ist, wird, groß geworden, seinen glücklicheren Kindern sagen müssen: Ich habe keine Jugend gehabt.

Aber es ist wohl der stärkste Trost dieser Kriegszeit, es immer wieder zu erfahren und jeden Tag neu bestätigt zu finden, daß die Kinder um die Kindheit, die sie nicht haben und die sie nicht kennen, eigentlich kaum trauern. Sie wachsen in vielem Schatten auf, Freude ist ein seltener Gast ihrer jungen Jahre, Sorge furcht mit allzu frühen Falten ihre blanken Stirnen, mancher Kummer der Großen ist auch ihr eigener Kummer, aber sie selbst wachsen nicht bleich und lustlos wie Schattenpflanzen eines dunklen Reiches heran. Ihr Glück ist rings umschattet von mancherlei Nachdenklichkeit, aber sie sind dennoch und trotzdem und nun erst recht, inmitten einer Welt des Leides, glücklich. Es ist ein anderes Glück, das sie kennen; es ist nicht das torheitsvolle, ahnungslose, kinderselige Glück, das wir als Kinder einst wie Bälle eines bunten Spieles in unseren Händen halten durften. Das Glück der Kinder des Krieges ist es, daß sie mit kindlichen Sinnen früh und gern begreifen lernen, der Trost, die Hoffnung und die Hilfe der Großen zu sein.

Und so gibt es keine Kinder mehr, sondern nur Junge und Jüngste, die es früher als je im Lauf der Welt lernen mußten, fest auf den eigenen, noch schwachen Beinen zu stehen. Es gibt nicht mehr die verzärtelten Schoßkindchen unvernünftiger Liebe. Sie begreifen es früh und begreifen es rührend willig, daß auch ihre schmalen Schultern mitzutragen haben an der Last, die eine Welt erdrückt. Sie sind Große, wollen es sein, denn es gibt heute kaum ein Kind, das nicht irgendwie teilnähme an den Sorgen und Mühen der Großen. Der Knabe, dessen Vater im Felde steht, ist mit seinen dreizehn und vierzehn Jahren nicht selten der einzige Mann im Haus; er weiß

das, er ist stolz darauf, und er fordert es als Anrecht, als Auszeichnung — mit seinen dreizehn Jahren kein Knabe mehr zu sein! Er schätzt die Spiele, die zu spielen er keine Zeit hat, gering. Er kennt den Müßiggang nicht, nicht das tatenlose Träumen; er heckt nicht mit überschwenglichem Kindersinn schwankende Märchen und Träume aus. Er schwärmt nicht, er beneidet die Helden seiner Kinderbücher nicht um ihre Taten und Abenteuer. Denn er selbst ist zwar noch kein Held, und nie wird er ein Abenteurer sein, aber er hat den Sinn des Lebens mit seinem erst halbwachen, kindlichen Hirn stark genug erfaßt, um von dem bunten Märchen eines gedruckten Buches irgendwie betört und eingefangen werden zu können. Unsere Knaben sind hellsichtig in frühesten Jahren geworden. Unsere Mädchen sind hausfraulich, mütterlich, mitleidig, hilfsbereit, und mit ihren blanken Wangen und hellen Augen sind sie allesamt Hausfrauen, wenn ihnen auch noch der Kleinemädchenzopf im Nacken baumelt, und in ihre Händchen, die Wintersachen fürs Feld stricken, eigentlich noch die Puppe mit dem Porzellankopf gehört.

Die Puppe hat verspielt, die bunten Bälle sind verworfen, die Bilderbücher sind kaum angeblättert, und selbst wo Kinder spielen, ist ihr Spiel irgendwie ein kindlich holdes, sanftes Abbild und Widerspiel unholderer, ganz und gar unkindlicher Geschehnisse. Und die Kinder von heute lieben es eigentlich auch gar nicht mehr und verstehen es wohl auch nicht mehr, so zu spielen, wie wir in einer glücklicheren Jugend spielen konnten. Die Kinder von heute entrücken sich nicht mehr in die Märchenkönigreiche, in denen wir uns träumend und entrückt ergingen. Man mag es beklagen, Mütter können darüber seufzen, aber die Kinder sind heute von den Großen fast nur noch darin unterschieden, daß sie jünger sind. Aber in einer anderen Welt als die Großen, in einer unwirklichen, sorgenentlasteten, leben sie gewiß nicht. Ihre jungen Augen haben schnell zu sehen gelernt. Ihre kleinen Herzen haben es schnell begriffen, daß auch Kinder nur da sind, um mit zu helfen, zu trösten, zu leiden, und nur froh zu sein, wenn sie die Stirnen der Großen in einer seltenen, glücklichen Stunde entwölkt sehen.

So sind sie unsere jüngsten Kriegsdienstleister. Ihre Dienstpflicht, in die sie alle als Freiwillige einrücken, ist, kleine, sorgenbelastete, arbeitswillige und mit schwachen Händen arbeitsfähige Bürgerlein dieser schweren Zeit zu sein. In wie vielen Verrichtungen des Jünglings und Mannes haben wir doch Knaben, die kaum erst ihre ersten Hefte zur Schule trugen, in diesen Jahren gesehen! Zehn- und Zwölfjährige gehen neben dem Pflug, den der Großvater über die Scholle des Ackerfeldes fährt. Dreizehnjährige kutschieren den Bauernwagen, winzig kleine Mädchen hüten mit drollig ernsthafter Gewissenhaftigkeit das Vieh. Bei jeder der vielen ländlichen Verrichtungen greifen heute Hände zu, die Kinderhände sind. Bei Aussaat und Ernte helfen sie mit, in Mühle und Scheuer, im Stall und auf dem Feld. Sieht man so einem winzigen Knechtlein in sein oft erst zwölfjähriges Gesicht, ist man seltsam betroffen. Seine rosigen Backen sind die Backen eines Kindes, aber seine Augen blicken ernst, sein Gehaben ist männlich, seine Sprache bestimmt, die kleine Stirn ist früh gefurcht, und zeigt der kleine Mann seine Hände her, so sind es harte, schwielige, sehnige Hände eines erwachsenen Arbeiters.

Seine kleinen Brüder in der Stadt mögen weichere Hände haben, aber Kinder sind auch sie nicht, wollen es nicht sein, selbst wenn sie es wirklich dürften. Welche arme Mutter in der Vorstadt käme heute mit ihren Sorgen und Kümmernissen zurecht, hätte sie nicht Kinder, die ihren Teil Last und Kummer getrost und gern selber tragen wollten! Unter tausend Umständlichkeiten und Mühseligkeiten wird heute der kleine Herd im kleinen Heim zur Not warm erhalten. Kinder sind es, die hier helfen. Kinder stehen und warten beim Laden, in dem Brot, Milch, Kohlen oder Kartoffeln zu haben sein werden. Ihren schmalen Rücken krümmt wie oft die Last des Sackes, in dem sie irgendeine Kostbarkeit des täglichen Lebens heimschleppen. Kind sein, das hieß einmal: an einen gedeckten Tisch gesetzt zu werden und essen zu dürfen, ohne sich einfallen zu lassen, woher der Segen kam! Die Kinder von heute wissen es gut, woher er kommt. Sie haben wacker mitgearbeitet, diesen Segen zu verdienen, haben manchen Leidensweg getan und manche bittere Stunde geharrt und gewartet, manche Last geschleppt, bis sie über ihrem dürftig gedeckten Tisch dankbar die Hände falten dürfen: Unser täglich Brot gib uns heute …

Diese Kinder sind früh ernst geworden, die Bäume ihrer Jugend wachsen wahrhaftig nicht in den Himmel, und sie wachsen nicht in einem grünen Paradiesesplan. Aber es wäre unrecht, wenn wir die Kinder um der Jugend willen, die ihnen versagt ist, beklagen und bedauernswert finden wollten. Das Leben, das ihrer wartet, wird von vielen Schatten und Sorgen auf Jahre und Jahre hinaus bedrängt sein. Die Welt, in der sie groß sein werden, wird eine Welt sein, in der man seinen Ellbogen gebrauchen muß, in der man nicht schwärmen, nicht träumen darf; in der sie nüchtern und hart, opferfreudig und arbeitsfähig sein müssen. Das Leben nach dem Krieg wird für die, die ihn überleben und heute also Kinder sind, eine lange, lange Folge saurer Wochen mit wenig frohen Festen sein. Die gute Schule für dieses Leben ist die Jugend, die kaum eine war. Früh im Leid, eigenem und fremdem, erfahren, werden sie nicht wehleidig sein, das Ungemach wird sie nicht allzu hart drücken, sie haben früh gelernt, fest und trotzig auf ihren Beinen zu stehen. Es ist ein hartes, nicht allzu glückliches, nicht eben in der Sonne gewachsenes Geschlecht, das in diesen schweren Jahren heranreift. Es lernte das Weinen früher als das Lachen, es kannte die Dornen eher als den runden Apfel. Aber mit den Händen, die von früher Arbeit hart wurden, wird es einst die Bäume schütteln können, deren Früchte die Großen von heute wohl nicht mehr erleben.

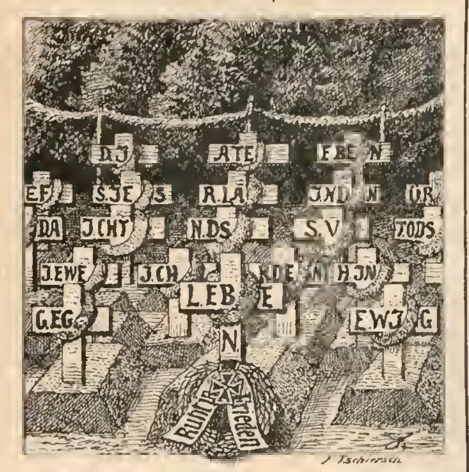
Die Jugend, die uns seit dem Sommer des ersten Kriegsjahres heranwuchs, braucht uns wirklich nicht zu dauern. Ihre jungen Jahre sind voll Sorgen, ihre Spiele sind ihnen verdorben worden, aber die große Not hat diese Unmündigen früh zu Männern und Frauen, zu vollgültigen Bürgern des Heute ernannt, und wäre es nicht so, es wäre ein Unglück. Es wäre der härteste Fluch, müßten sie in ein paar Jahren aus einem ängstlich behüteten Garten der Jugend, der Freude und Sorglosigkeit ohne Ahnung und Vorbereitung hinaus in die graue Welt voll Sturm und schweren Wolken, in eine Welt mit wenig Lächeln und sparsamer Muße und kargen Freuden. In dieser Welt nach dem Krieg werden nur Männer und Frauen, die starke und vielleicht auch harte Menschen sind, bestehen können. Die Gärtner unserer künftigen Gärten müssen früh und tief den Rücken gebeugt haben, die Kärrner künftiger Friedensgüter müssen zeitlich schon gelernt haben, Lasten zu tragen.

Die Schule unserer Jugend ist eine harte Schule. Das jüngste Aufgebot einer schweren Zeit sind die Kleinen, Früherwachsenen — sie sind die Reserve einer Zukunft, um die niemandem bange zu sein braucht, der je in diesen Jahren in das ernste Auge eines Kriegskindes sah.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien 1, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: E. O. Friese, Wien 1, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele

Bilderrätsel.



Magisches Quadrat.

a	a	a	a	a
a	a	l	l	l
n	o	o	o	r
r	r	r	s	s
s	s	t	t	u

Die eingestellten Buchstaben sind derart zu ordnen, daß die senk- und wagerechten Reihen gleiche Wörter von folgender Bedeutung ergeben: Staat der südafrikanischen Union, Stadt in Spanien, Stadt in Frankreich, Stadt in Frankreich, berühmter Tonsetzer (16. Jahrhundert). H. v. d. M.

Logogriph.

Im Winter dick, im Sommer dünn,
Bin ich mit t dir unentbehrlich,
Ganz anders ich mit p nun bin,
Da fall' ich dir oft sehr beschwerlich.

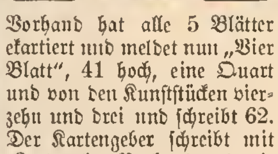
Pikettaufgabe.

Nachdem der Kartengeber ekartiert und dabei 3 Sieben weggelegt hat, hat er folgende Karten:









Vorhand hat alle 5 Blätter ekartiert und meldet nun „Vier Blatt", 41 hoch, eine Quart und von den Kunststücken vierzehn und drei und schreibt 62. Der Kartengeber schreibt mit der Lese 19. Welche Karten hat Vorhand und wie wird gespielt?

Streichrätsel.

Es fließt ein Flüßchen hin und her,
Bevor es kommt zum deutschen Meer.
Es fließt durch Wiesenauen, Wälder,
Durch wohlbebaute Ackerfelder.
Wenn Anfang es und Ende läßt,
Die beide gleich sind, nennt der Rest
Uns einen andern kleinen Fluß,
Den man im Süden suchen muß. R. A.-R.

Rätsel.

Sieht man den Nil verkehrt sich an,
Man gleich die erste schreiben kann;
Dann kommt ein Wort, das übel riecht
Und sehr bewacht und trocken liegt.
Das Ganze liegt dir oft zu Füßen.
Wirst du das Rätselwort jetzt wissen? R.

Auflösungen der Rätsel in Heft 27.

Schlagdame-Solo:

29–22–13	20–27	3–12
17–26	31–22	8–15
30–21	32–23	2–9–18–27 20–11–18 25

Anagramm: Gera, Rega.

Gitterrätsel:

	b		l		h	
b	o	l	i	v	a	r
	l		n		g	
l	i	n	a	r	e	s
	v		r		n	
h	a	g	e	n	a	u
	r		s		u	

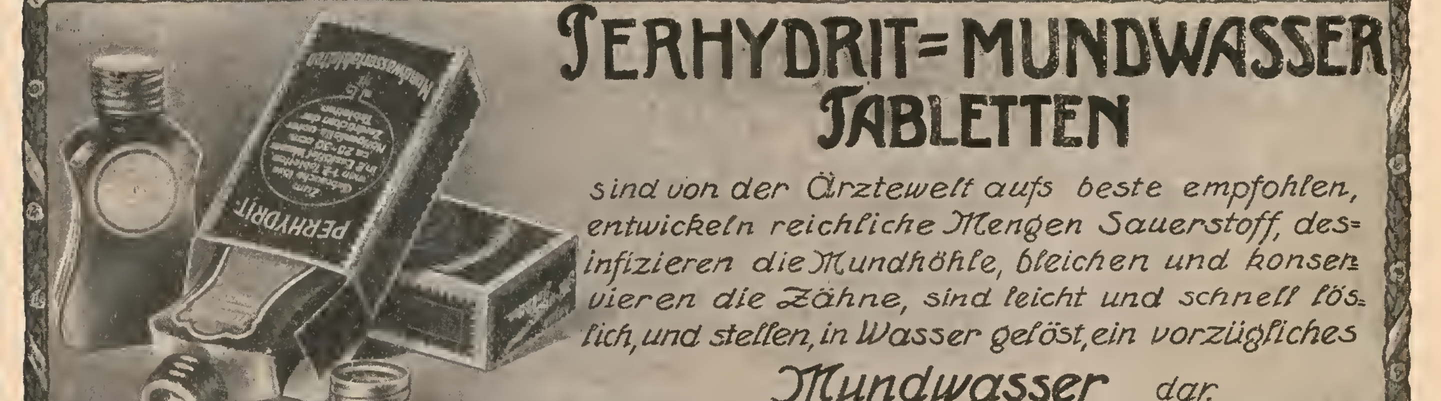
Doppelsinnig: Glas: Fensterglas, Trinkglas, Augenglas, Spiegelglas.

Besuchskartenrätsel: Berghauptmann.

Punkträtsel: Kamin, Kamm.

Worträtsel: Sonett, so nett.





Schach. Redigiert von J. Mieses.

Mitteilungen aus der Schachwelt.

Der kleine, in Leipzig gespielte Wettkampf zwischen den Meistern J. Mieses und W. John hat unentschieden geendet. Von den vereinbarten fünf Partien gewann jeder eine, und drei wurden remis. Es waren sämtlich lebhafte und interessante Partien, die zum Teil einen recht hartnäckigen Verlauf hatten. — Nachstehend geben wir die letzte am 18. und 25. Februar gespielte Partie.

Französische Eröffnung.

	J. Mieses.	W. John.
	Weiß.	Schwarz.
1.	e2–e4	e7–e6
2.	d2–d4	d7–d5
3.	Sb1–c3	Sg8–f6
4.	e4×d5	e6×d5
5.	Lf1–d3	c7–c6
6.	Lc1–e3	Sf6–g4

Schwarz will einen der feindlichen Läufer beseitigen, aber mit diesem Manöver ist ein zu großer Tempoverlust verbunden.

7.	Sg1–f3	Sg4×e3
8.	f2×e3	g7–g6

Die Entwicklung des Läufers nach g7 ist in der Tat das beste.

9.	0–0	Lf8–g7
10.	e3–e4	0–0
11.	e4–e5	Sb8–a6
12.	Ld3×a6	b7×a6

Schwarz hat nun zwar zwei Läufer gegen zwei Springer, was im allgemeinen einen Vorteil bedeutet, aber seine Bauernstellung ist schlecht, und außerdem setzt sich der eine feindliche Springer auf c5 in bedrohlicher Weise fest.

13.	Sc3–a4	Ta8–b8
14.	c2–c3	Lc8–f5
15.	Dd1–d2	h7–h5

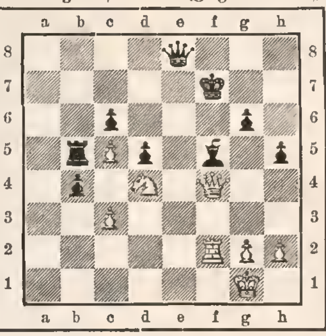
Notwendig, weil sonst h2–h3 nebst g2–g4 geschieht

16.	Sa4–c5	a6–a5
17.	Tf1–f2	Tf8–e8
18.	a2–a3	Lg7–f8
19.	b2–b4	Tb8–b5
20.	Dd2–f4	Lf8–e7

Es drohte Sf3–h4.

21.	Ta1–e1!	a5×b4
22.	a3×b4	a7–a5
23.	e5–e6!	Lf8×c5
24.	e6×f7+	Kg8×f7
25.	Te1×e8	Dd8×e8
26.	d4×c5	a5×b4
27.	Sf3–d4?	. . .

Stellung nach dem 27. Zuge von Weiß.



Das ist wohl eine Übereilung. Mit c3×b4 würde Weiß eine starke Angriffsstellung behalten. Schon die beiden Drohungen Sf3–h4 und Sf3–d4 sind dann für Schwarz recht unbequem.

27.	. . .	b4×c3

Zu diesem chancenreichen Qualitätsopfer hat Weiß den Gegner förmlich gezwungen.

28.	Sd4×b5	c6×b5
29.	h2–h3	De8–e1
30.	Df4–c7+	Kf7–f6
31.	Dc7–d8+	Kf6–g7
32.	Dd8–c7+	Kg7–h6
33.	Dc7–d8	De1–d4

Um das „ewige Schach" zu vermeiden.

34.	c5–c6!	. . .

Der beste Zug. Weiß hat nun mindestens das Remis.

34.	. . .	c3–c2
35.	Dd8–f8+	Kh6–h7
36.	Df8–e7+	Kh7–h6
37.	De7–f8+	

Remis durch „ewiges Schach". Wenn Schwarz Dd4–g7 spielt, so folgt Df8–c5, und die Stellung ist dann für Schwarz nicht günstig, weil der Bauer c6 vorzurücken droht.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Für die Hausfrau

Mehlersparnis. Seitdem kein markenfreies Mehl mehr zu haben ist, muß auch die begüterte Hausfrau sehr sparsam mit dem Mehl umgehen, sonst reichen die Brotmarken nicht hin, nicht her. Nun wird aber beim Kochen noch recht viel Mehl verschwendet, z. B. beim Formen von Klößen, bei der Zubereitung von Nudeln, beim Panieren und beim Binden von flüssigen Speisen, was mit ein wenig Aufmerksamkeit leicht vermieden werden könnte. Wenn es sich hierbei auch nur um jeweilig kleine Mengen handelt, so machen, wie das Sprichwort sagt: Brinkel — Brocken, und solche sind in der jetzigen schweren Kriegszeit sehr wichtig. Beim Formen von Klößen ist das Einmehlen der Hände, Kochlöffel und des Holzbrettes ganz überflüssig, ein Befeuchten der Hände usw. mit etwas kaltem Wasser leistet genau dieselben Dienste, d. h. es verhindert das Ankleben des Teiges. Die auf diese Weise geformten Klöße werden sogar viel leichter rund und schön glatt. Beim Zubereiten von Hausmachernudeln pflegte man auch das Nudelbrett dick mit Mehl einzustäuben, das haftete dann in den Holzmasern und klebte mit Teigresten daran fest. Selten gaben die Dienstboten sich die Mühe, das überschüssige Mehl sauber abzukehren, um es wieder zu verwenden. Es wanderte eben in die Aufwaschschüssel. Hierbei sollte man dem Beispiel der böhmischen Köchinnen folgen, die allen Nudelteig und sogar die hauchdünnen Strudelteigplatten ausschließlich auf großen Servietten oder einem alten Tischtuch auswalzen und den Teig so lange kneten, bis das nur immer sparsam eingestreute Mehl gänzlich vom Teige aufgenommen wird. Auf solche Weise tritt keinerlei Mehlvergeudung ein. Die Serviette oder das Tischtuch wird nach Gebrauch sorgfältig zusammengelegt, und da es nur für diesen Zweck verwendet wird, so bleibt das im Gewebe noch haftende wenige Mehl für die nächste Nudel- oder Strudelbereitung erhalten. Beim Panieren von Fleischschnitten oder Fischstücken ist das beliebte Wälzen in Mehl ebenfalls eine Verschwendung. Es genügt vollständig, die Fleischschnitten dünn mit Mehl zu bestreuen und mit einem Messer das Mehl breit zu streichen und anzuklopfen. Zeigt sich dann noch ein Überschuß, so lege man die zweite Fleischschnitte auf die bereits bemehlte, und diese wird dann das überflüssige Mehl ansaugen. Wenn man so verfährt, kann man mit einem knappen Eßlöffel Mehl eine ganze Anzahl Fleischschnitten panieren, während man sonst die dreifache Menge benötigte. Beim Binden von Suppen und Tunken sollte man das Mehl stets erst in wenig Wasser klar quirlen. Es ist dann viel ergiebiger und bildet keine Knötchen. In vielen Fällen, z. B. bei allen Krautarten, kann man das Mehl als Bindemittel ganz entbehren und durch eine rohe geriebene Kartoffel ersetzen. Das ist besonders bei Sauerkraut und Rotkohl zu empfehlen. Die roh an diese Krautarten geriebene Kartoffel erzeugt nebenbei noch einen schönen Glanz des Krautes, so daß es einen sehr reichlichen Fettzusatz vortäuscht und bedeutend besser mundet. Endlich sei noch erwähnt, daß man als Bindemittel ebenso gut das markenfreie Maismehl benutzen kann. Auch für Nudeln und Klöße ist ein Mischen des knappen Kriegsmehles mit Maismehl zu empfehlen, doch ist dabei zu beachten, daß man es schon vor dem Gebrauch gut untereinander mengen muß, und nicht etwa erst während des Teigknetens das Maismehl dazu gibt, was ein Sitzenbleiben oder Streifigwerden des Teiges zur Folge haben würde.

M. Kn.

Unsere Witzecke.

Ehrt die Frauen ...

A. (zu B.): „Schau nur, der Müller geht doch da drüben mit einer Frau Arm in Arm, der scheint kriegsgetraut zu sein?!“

B.: „Ich bitt' dich, wer wird denn gleich 's Schlimmste denken!“

Kränzchen.

„Denke nur, Adolf, diese Unverschämtheit! Da erzähle ich im Kränzchen, ich hätte meine goldene Halskette deshalb nicht abgeliefert, weil sie nicht echt sei, und da behauptet Frau Kilian, sie habe das längst schon bemerkt!“

Reizende Gegend.

„Dies ist wohl das herrlichste Panorama, das in der Welt zu finden ist,“ sagte ein Ehemann. „Hier war sogar meine Frau eine ganze Minute sprachlos.“



„Der Schmalbauer muß sich doch kolossal Mühe geben, daß er trotz dem Krieg so viele Fremde hat?“ — „Oh, gar keine, der schaut jetzt nur immer, wann a Fremder vorbeikommt, zum Fenster heraus!“

Das böse Gewissen.

Frau Goldsand kehrt von ihrer Reise aus Franzensbad zurück. Als sie am Abend ihrer Rückkehr gemütlich beisammensitzen, fragt sie der Ehemann: „Bist du mir auch immer treu geblieben, Rosalie?“

Worauf es holdselig zurückscholl: „Wie du mir!“

Herr Goldsand ruft erregt: „Du fährst mir nicht mehr nach Franzensbad!“

Grübelei eines Naturforschers.

„Ohne Ei gibt's keine Henne,
Ohne Henne gibt's kein Ei.
Ist das Ei ein Kind der Henne?
Ist die Henne Kind vom Ei?
War im Anfang erst die Henne,
Oder war zuerst das Ei?“

Wir raten ihm:

„Forscher der Natur, o trenne
Dich von deiner Träumerei,
Werde endlich frisch, froh, frei!
Iß das Ei und iß die Henne!“

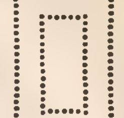
Für die Hausfrau

Zwei wenig bekannte Frühgemüse, die sonst nur im westlichen Deutschland und im benachbarten Holland bekannt und beliebt sind, in Mittel- und Norddeutschland aber kaum beachtet wurden, sind die Mairübe und der Portulak. Die Mairübe, deren Name schon andeutet, daß sie bei früher Aussaat schon im Mai ihre Erträge liefert, wird im Rheinland viel angebaut und sehr geschätzt, weil sie dreierlei schmackhafte und sehr gesunde Gemüse liefert. Das Rübenkraut, das sich sehr früh schon entwickelt und üppig nachwächst, liefert ein feines, an Spinat erinnerndes Gemüse, vor allem aber sind die fleischigen Stengel, die oft $^1/_2$ m Länge erreichen, für das beliebte Rübstielgemüse, auch nur kurzweg „Stielmus" genannt, zu gebrauchen. Dieses zartfleischige Gemüse erinnert im Geschmack an den dünnen, grünen Spargel und wird auch wie Spargelgemüse zubereitet. Es gibt eine Abart der Mairübe, die auf Kosten der Rübe besonders reich Blatt und Stengel treibt, was durch eine ziemlich dichte Aussaat noch unterstützt wird. Die Rübe selbst ist bedeutend zarter und lieblicher im Geschmack als die Kohl- oder Steckrübe, erinnert mehr an die Mohrrübe oder an die Teltower Rübe, besonders wenn man sie wie letztere mit gebräuntem Zucker einbrennt. — Das zweite Gemüse, der Portulak, auch Küchen- oder Kohlportulak zum Unterschied von den im Garten beliebten Portulakröschen genannt, liefert bereits im Juni mit seinen sehr saftreichen, fleischigen Blättern und etwa 20 cm langen Stengeln ein außerordentlich wohlschmeckendes und zartes Gemüse, das wie der Spinat durch Eisengehalt und Nährsalzreichtum blutbildend und blutverbessernd wirkt. Er wird genau wie Spinat zubereitet. Großer Beliebtheit erfreuen sich Portulaksuppen, die mit irgendwelchen Hülsenfrüchten, Grieß, Reis, Sago oder einer Mehl- oder Semmelschwitze gebunden werden. Um die feine Würze des Portulaks zu bewahren, schwitzt man die sauber verlesenen und gut gewaschenen Blätter und Stiele in grobgehacktem Zustande in etwas Fett oder Butter 10 Minuten lang an und gibt sie erst kurz vor dem Anrichten zu der sämigen Suppe. Eine besonders feine Suppe liefern grüne Erbsen, die man in Verbindung mit Portulak kocht. Sowohl bei der Zubereitung von Suppe als Gemüse muß, um das Aroma des Portulaks zu erhalten, schnell verfahren werden. Ein längeres Kochen oder Stehen verträgt der Portulak nicht, er wird dann geschmacklos und büßt auch an Ansehen ein. In Holland, wo er zu dem Lieblingsgemüse zählt, läßt man ihn nur ganz kurz in Salzwasser aufwallen, im Siebe abtropfen, und gibt ihn in eine Schwitze von geriebener Semmel und Fett oder Butter, worin man ihn in längstens 10 Minuten gar dünstet und mit Salz abschmeckt.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Ratgeber für Reise und Erholung

Kostenlose Auskünfte in allen Reise- u. Verkehrsangelegenheiten. ✧ Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser u. Gaststätten.



Bädernachrichten.

Bad-Nauheim. Bis zum 29. März 1917 waren 2043 Personen angekommen. Bäder wurden bis dahin 14 154 abgegeben.

Waldsanatorium Sommerstein bei Saalfeld in Thüringen, Februar 1917. Der Betrieb des Sanatoriums wurde auch in diesem Winter in vollem Umfang aufrechterhalten. Der Besuch war recht befriedigend. Für die Frühjahrsmonate steht ein reger Zuzug zu erwarten, da sehr viele Anfragen über die Sommersteiner Kuren, namentlich über die Regenerationskuren, eingegangen sind. Erfreulicherweise war auch im vergangenen Jahre der Erfolg dieser Kuren recht zufriedenstellend.



Hotel Drei Könige Restaurant. Das ganze Jahr geöffnet. Zentralheizung. Neuzeitliche Annehmlichkeiten.

Frankfurter Hof Kaiser-Allee. Haus ersten Ranges. In schöner freier Lage, gegenüber der Trinkhalle und Kurhaus. — **Wohnungen mit Bad und Telephon. — Pension, Restaurant. — C. Ulrich,** Besitzer.

Gunzenbach-Hof **Besitzer: Felix Elger.** Familien-Hotel in herrlicher ruhiger Lage, zwei Minuten von der Lichtentaler Allee. Großer, schattiger Garten. Mäßige Preise.

Holland Hotel I. Ranges nächst Kurhaus und Badeanstalten mit großem eigenem Park. Jeder moderne Komfort. **A. Rößler.**

Hotel Müller in bester Lage, nächst Kurhaus und Anlagen. **Jeder moderne Komfort. — Aufzug. — Zimmer mit Bad.** — Angenehmes Familienhaus. — Günstige Pensionsvereinbarungen. **Th. Müller,** Besitzer.

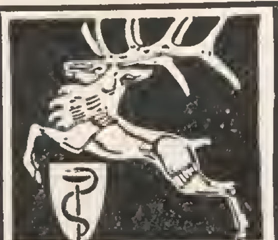
Hotel Russischer Hof Haus I. Ranges, prachtvolle Lage a. d. Kaiserallee, in eig. gr. Garten. Neuzeitl. Einricht. Speiseterrassen m. schönem Blick auf das Kurleben. Einzelzimmer u. abgeschl. Wohnungen m. Privatbad. Elektr. Licht, Zentr.-Heiz., Pers.-Aufz. Mäß. Preise

Kurhaus Schirmhof mit 3 Dependancen. Direkt am Wald, prachtvoll gelegen. Große Parkanlage. — Elektrisches Licht. — Garage. — Zentralheizung. — Elektrische Bahnverbindung. — Besitzer: **Herm. Zabler.** — Telephon 145.

Hotel Stadt Straßburg u. Zweiggeschäft **„Quellenhof"** Mit allen neuzeitlichen Einrichtungen versehenes, ruhig gelegenes, **bevorzugtes Familien-Hotel,** allern. d. Bäder. Garten. Terrassen. Prospekte. **F. Höllischer.**

Hotel Terminus Bevorz. Familien- u. Touristenhotel a. Bhf. Das ganze Jahr geöffnet. Schöne, fr. Lage, mod. Komf., Zentralh. Restaur. u. Terrasse. Garage. Tel. 163. **E. Bilharz,** Besitzer.

Zähringer Hof Vornehm-behagliches Familienhotel I. Rang. **Eigenes Thermalbadhaus zum Kurgebrauch.** — Großer Park. Günstigste Pensionsbedingungen. — Prospekte zur Verfügung. **Otto Koberling.**



Dr. Lahmanns Sanatorium
Weißer Hirsch, Dresden
Physikalisch diätetische Heilanstalt
:: Stoffwechselkuren ::
Luft- und Sonnenbäder
Für kurgemäße Verpflegung ist bestens gesorgt
Prospekte kostenfrei
Leitender Arzt: **Prof. Dr. Kraft**

Friedrichroda **Thüringer Wald** 430–710 m. Beliebtester Sommer- u. Winterkurort, 90 km gut gepflegte Waldwege, Schwimm- und Luftbad, Bäder, **Militär-Genesungsheime, Nachkur.** Bekannte Sanatorien, Hotels, Familienheime. Konzerte, Theater, Sport. Prospekte. **Städt. Kurverwaltung.**

Regenerations- und **Schroth-Kuren.**
Wald-Sanatorium **Sommerstein** bei Saalfeld in Thüringen
Aeußerst wirksam — auch im Winter —
Aufklärende Schriften F und U frei! Sorgsame Verpflegung.

Dr. Bieling. Waldsanatorium Tannenhof, Friedrichroda
Vorz. Verpflegung. Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

Görbersdorf i. Schl. **Pens. Villa Buchberg.** Kuraufenth. f. Leichtlungenkr. m. ärztl. Behdlg. Prsp. d. Bes. M. Beuchler.

Emser Wasser

Hasserode-Wernigerode i. Harz
Villa Daheim ⌘ Haus Clara
Sanatorium und Erholungshaus. Mod. u. behagl. einger. f. innere Kranke, leicht Nervöse u. Erholungsbed. In Haus Clara find. Alleinst. dauernd Aufenth. b. mäß. Preisen. I. Küche. Ganzes Jahr geöffn. I. Refer. Prosp. d. **Cl. Giraud.** Hausarzt Dr. Morgenroth. Tel. 530.

H ARMONIUM die Königin der Hausinstrumente.
ARMONIUM sollte in jedem Hause zu finden sein.
ARMONIUM mit edlem Orgelton von 49–2400 Mark.
ARMONIUM. auch von jederm. ohne Notenk. 4st. spielbar.
Prachtkatalog umsonst.
Alois Maier, Hoflieferant, Fulda 238

KRONEN-Instrumente
Schuster & Co
Markneukirchen Nr. 278
Deutsch-Cremona.
Erstklass. Erzeugnisse in Blas- und Streichinstrument., Guitarren, Zithern, Mandolinen u. Lauten. Preisbuch frei.



Invalidenräder
Kranken-selbstfahrer
Krankenfahrstühle
Größte Fabrikate
Katalog gratis.
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 3.

Für Literaturfreunde
bietet der Katalog von Reclams Universal-Bibliothek viel Anregung. Jeder Interessent erhält ihn auf Wunsch unberechnet vom **Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.**

Für Küche und Haus

Braten ohne Fett. Jede Fleischart kann in gleicher Weise zubereitet werden; nur die Bratzeit ist natürlich je nach der Art eine verschiedene. Auch Kalbsbrust, gefüllt oder ungefüllt, wird vorzüglich. Das Fleisch wird schnell abgewaschen, gut geklopft, gesalzen und gepfeffert. Schaf- und Ochsenfleisch erfordern 3 Stunden, Kalbfleisch 2 Stunden Bratzeit. Das Bratenstück wird in eine Pfanne mit gut schließendem Deckel gelegt. Dann gießt man so viel Wasser zu, daß es fast so hoch wie das Fleisch steht, schließt die Pfanne möglichst luftdicht, und läßt es so lange kochen, bis man am Tone hört, daß das Wasser eingekocht ist: mindestens $1^1/_2$ Stunden. Ist das Wasser früher eingedämpft, so gießt man noch etwas nach. Dann deckt man das Fleisch auf und läßt es auf allen Seiten schön anbraten, man darf dann ruhig etwas warmes Wasser nachgießen, es bratet doch schön an. Hat das Fleisch nun schöne Farbe, so gießt man noch Wasser für die Soße daran und läßt den Braten fest zugedeckt im Dampf gar werden. Das Rezept ist scheinbar umständlich, aber in Wirklichkeit äußerst einfach, nur Sorgfalt und Übung sind erforderlich. Die Braten werden ganz vorzüglich; es gibt eine klare, kräftige Brühe, und das Fleisch wird sehr zart und schmackhaft. Bei Kalbs- und Ochsenbraten kann man, wenn man's hat, ein ganz kleines Stückchen Butter nach dem Abbraten über das Fleisch streichen; es geht aber auch ohne diese. Wer Kartoffeln beim Braten liebt, legt diese roh zur richtigen Zeit bei. Die Brühe wird dann nicht ganz so klar, aber die Kartoffeln schmecken sehr gut. Von einer Schweizerdame den deutschen Hausfrauen gewidmet; ein bewährtes Rezept aus „alter, guter Zeit".

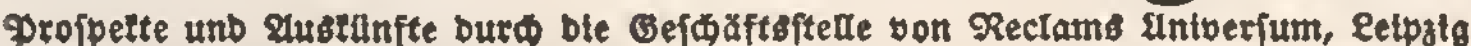
Rote Rüben als Rotkrautersatz. Es ist den wenigsten Hausfrauen bekannt, daß man in der Roten Rübe einen guten Ersatz für Rotkraut besitzt. Man kocht die Roten Rüben, nachdem man sie durch Abbürsten mit einer scharfen Bürste gründlich gereinigt hat, im ganzen und ungeschält dreiviertel gar, schält sie und raspelt sie auf dem Gemüsereibeisen zu dünnen Schnitzeln, die man nun mit verdünntem Essig oder Zitronensaft, Salz, Pfeffer, etwas gehackter Zwiebel und einem Eßlöffel Fett genau wie Rotkraut weichdünstet. Hat man noch Äpfel zur Verfügung, so gebe man einen feinblättrig geschnittenen Apfel daran. Die Roterübenschnitzel dürfen höchstens 10—15 Minuten lang dünsten, damit sie nicht zu weich werden und zu Mus zerfallen. Ein Stauben mit Mehl, wie es bei Rotkraut zum Binden des Saftes üblich ist, erübrigt sich hier. Auch als Krautsalatersatz lassen sich die Roten Rüben verwenden.



Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte und Auskünfte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.



Traub's Pädagogium, Frankfurt/Od. 3
für Abiturienten, Fähnriche, Primaner, Einjährig-Freiwillige.
Uebertritt in alle Klassen. Damenabteilung. Bestempfohlenes Internat.
Vorzügliche Erfolge bei großer Zeitersparnis. Prospekt und Erfolge frei.

Das Evangelische Pädagogium Godesberg a. Rhein
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einjähr.-Berechtigung bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von 10-20 Knaben in den 15 Wohnhäusern der Anstalt. Viel körperl. Bewegung bei reichlicher, vernünftiger Ernährung. Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztl pädag. Institut. Zweiganstalt in Herchen a. d. Sieg in ländlicher Umgebung u. herrl. Waldluft. Drucksachen durch den Direktor Prof. D. Kühne in Godesberg a. Rhein.

Dr. Holzberg's Lehr- und Erziehungs-Anstalt Heidelberg.
Gegründet 1887 Gegründet 1887
Realgymnasium mit wahlfr. Latein. Vorbereitung für Einjähr. u. Fähnrichsprüfg. Vorzügl. Lehrkräfte. Kleine Klassen. Einzelbehandlung. **Internat.** Vier Häuser. Südlage am Neckar, gegenüber dem Schloß. Ausgedehnte Spielplätze u. Gärten. Gleichm. Ausbildung von Körper u. Geist. Ausführl. Prosp. d. d. Direktion.

Dr. Schusters Institut
Gegr. 1882. Leipzig, Sidonienstraße 59. Erfolge f. Prospekt!
Vorb. f. Maturitäts- u. Prima-Prüfung (auch für Ältere u. f. Damen!).
„ „ Einjähr.-Freiw.- und Fähnrichs-Examen.
„ „ alle Klassen höherer Schulen. Schnelle Förderung bei Umschulung und Zurückbleiben. Prof. Dr. Schuster.

Marburg a. L. Wissensch. Institut. IV–I aller Schularten: Einjährig., Abitur, Primareife. Umschulung. Halbjahrskl. Besond. Damenkurse f. Matur- u. Ergänz.-Prüfung. Alle Einricht. d. öff. Schule. Kleine Klassen. Großer Zeitgewinn. Seit Herbst 1915 44 erfolgr. Extraneerprüf. 2 Villen, 1 Schulhaus, gr. Gärten u. Spielpl. Verpfleg. u. Erzieh. gewiss. geleitet. Einzelzimmer. Nachw. d. Erf. u. Prosp. d. Dir. J. Müller, Sybelstr. 14.

Pädagogium Ostrau *bei Filehne. Von Sexta an. Ostern- u. Michael.-Klassen. Erteilt Einj. Zgn.*

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr
Für Schwächliche und Erholungsbedürftige. — Aerztliche Fürsorge. Kleine Klassen. Erziehung in Familiengruppen. — **Einjährigen-Berechtigung.**

Sich. Vorber. a. Einj.-Fr.-Prfg. **Ihr Sohn wird** Prima-Reife, Abitur.
nur dann Tüchtiges leist., wenn er eine gedieg. Vorbildg. hat. Vertrau. Sie m. desh. Ihren Sohn z. schn. u. sich. Ausbildg. an. Kl. Zirkel. Enget. Fam.-Anschl. Ideal. Landleb. Prosp.
Füllkruss'sches Familien-Alumnat, Steinhude (Hannover)

Eine glänzende Zukunft
wird allen erblühen, die die Zeichen der Zeit richtig zu deuten verstehen und rechtzeitig ihre Vorbereitungen treffen, um teilzunehmen an dem großen wirtschaftlichen Aufschwung, der die sichere Folge dieses Völkerringens sein wird. Es werden überall
gebildete und leistungsfähige Mitarbeiter gesucht
sein. Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels u. d. Industrie sollten nicht versäumen, jetzt ihre Vorbereitungen zu treffen. Das beste Mittel, rasch und gründlich, ohne Lehrer, durch einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einj.-Freiw.-Prüfung und das Abitur.-Examen nachzuholen oder die fehlenden kaufmänn. Kenntnisse zu ergänzen sowie eine vortreffl. Allgemeinbildung sich anzueignen, bietet die Selbstunterrichts-Methode „Rustin". Ausführl. 60 S. starke Broschüre kostenlos.
Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 25.

Einjähr. Instit. Pro Patria
Dresden, Pirnaische Str. 69. Seit 12 Jahren sichere Erfolge in Halbj. u. Jahreskursen. 1915/16 bestand. 32 Einjähr. Prosp. u. Ref.

Glauchau i. S. Pädagogium
Erziehungs- u. Unterrichtsheim für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen. Prospekt bereitwilligst.

Vorbereitungs-Institut Dr. Krause, Halle a. S. z. Einjähr.-, Prim.- und Abitur.-Umschulung, besond. Damenklassen. 255 Abiturienten (davon 121 Damen), 310 Einjährige.

Einjährig.-Institut.
Unübertroffen schnell! Nicht Jahre, Monate genügen! Urlauber auch im höheren Alter bestand. nach 4-6 wöchentl. Vorbereitung. Volksschüler ohne sprachliche Vorkenntnisse in 6 Monaten. Seit Gründ. 1875 2250.
Direktor Wolff, Hamburg Grindel-Allee 29.

Wer Beamter werden will besucht die Beamten-Schule Bad Liebenstein (Thür.) Ausk.



75 Einjährige bestanden
Ostern 1914/15 in Dr. Kramers Institut Harburg (Elbe). Prospekt mit Refer. frei.

Gärtnerinnen Lehranstalt Ad. Ehlers Friedrichstadt a. Eider
Bewährte sorgfältige Ausbildung für Beruf und Eigenbesitz. Prospekt frei.

Chemie-Schule für Damen von Dr. M. Vogtherr Leitg.: Dr. O. Makowka, öffentl. angest., beeidigter Chemiker. Berlin SW 11, Hedemannstr. 13/14. Prosp.

Ausbildg. von Röntgenschwestern. Kursusdauer $1^1/_2$ Monat. Näh. auf Anfrage an Elektrizitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N. 24, Friedrichstrasse 131 d.

Medizin- u. Chemieschule f. Damen. Erfolgr. Ausb. zu Assistentinnen. Dr. Goldhaber, Leipzig, Thomasiusstr. 7. Prosp. fr.

Bakteriologie- u. Röntgen-Schule für Damen. Bisher 280 Damen ausgebildet. Dr. Buslik, Leipzig, Keilstr. 12. Prosp. fr.

Chemie-Schule Cassel. Dr. Brauer. Günstigste Berufsaussicht für Damen. Prospekt frei.

Chemisches u. bakteriologisches Institut
Jungfernstieg 17 STRALSUND Triebseerschulstr. 20
Damenfachschule für Chemie, med. Chemie, Bakteriologie u. Mikroskopie. Nächst. Kurs.: 4. Juli. Auf Wunsch b. rechtz. Anmeld. Wohn. u. Pens. i. H. Prosp. fr. Dir.: Roggendorf.

Aschaffenburg/Main. Pensionat Spessartblick. Höhere Mädchenschule (Lyz.) Herrl. gel. Haus, neuzeitl. einger. Wissensch., kaufm., hausw., gesellsch. Ausb., Musik, Malen, Sport. Fremde Sprachen w. tägl. geübt. Lehrer m. Ausl.-Praxis. Trotz des Krieges anerkannt beste Verpflegung. Prosp. u. Ref. durch d. Direktion

Eisenach in Thüringen, Bornstraße 11.
INSTITUT BURCHARDI
Unter staatlicher Aufsicht
(Eisenacher Kochschule)
Pensionat Haushaltungsschule
Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde
Staatl. Prüfung m. Gleichberechtigung in Preußen. Alles Nähere ist ersichtlich aus dem Ill. Prosp., der auf Verl. kostenfr. zugesandt wird. Auch während der Kriegsz. gesich. Schutz, herzl. Aufnahme und gute Ausbild. in gew. Weise.

Eisenach „Villa Feodora" Erstklassiges Töchterheim Hainweg 32
Gesunde Höhenlage, direkt am Wartburgwald
für theoretische u. praktische hauswirtschaftl. Ausbildung
Schneidern, Weißnähen, Handarb., Kunstgewerbe, Gesundheitslehre, Bürgerkunde, Fortbildg. in Sprachen, Literatur, Kunstgesch., Musik u. Malen durch erste Fachlehrkräfte. Herzlich-geselliges Familienleben, kleinerer vornehmer Kreis. Winter- und Sommersport. Ref. u. Prosp. durch d. Vorsteh. Frau Prof. Dr. Schellhorn u. Frau Marie Bottermann.

Töchterheim Lyzeum Neuenheim/Heidelberg von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Eisenach Pensionat Schmeißer, Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbildg. im Haush. Fortbildg. in Wissenschaften. Beste Empf.

Gernrode am Harz Töchterbildungsheim Boothby. Gründl. wissenschaftl., gesellschaftl. und häusliche Ausbildung. — Illustr. Prosp.

Greiffenberg i. Schl. Töchterheim Villa a. Berge. Grdl. Ausb. i. Küche u. Haush., Wiss., Sprachen, Musik. Gebirgsgeg. Villa i. Gart. Hzl. Familienl. Prosp. u. Ref. Frau Past. Heydorn.

Heidelberg Villa Katarina, Töchterheim von Fräulein B. F. und J. Apfel. Empfohlen von Eltern. Prosp.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hauswirtsch., Handarb., Schneid., Fortbild., Gartenbau. Hygien. Einrichtungen. Elektr. Licht. Balkons. Reiz. Garten. Erhol. Sport. Prosp.

Bad Pyrmont Wissensch. Töchterheim u. Haushaltschule Klapproth. Haus Eden. Gartenbau, Geflügelzucht. Vorzügl. Beköstig. Kurgebr.

Bad Sachsa (Südharz). Töchterheim Scheller-Witzell. Haushalt, Wissenschaft; Industriefäch. Musik. Erhol. I. Empf. Prosp.

BAD SALZUFLEN Töchterpensionat Villa Anita von Herrn und Frau Pastor Kissing.
Gründl. Anleit. z. selbst. Führ. d. Haush. u. prakt. Ausbild. i. Koch. u. Handarb. Sam.-Kurs. Unterr. i. Lit., Kunstgesch., Gesch., a. W. in Sprach., Mus., Mal., Buchf. Fröhl., christl. Fam.-Leb. Kurgebr., Sport. Villa nahe Wald, Kurp., Sal. u. See. Prosp. Pens.-Pr. 1500 M.

Solbad Suderode (Harz) Töchterheim Opitz Geschützte Waldl Hausw., wissensch., gewerbl Ausbildg Zeitgem Erziehg Körperl. Kräftigung

Bad Suderode, Harz. Töchterheim Pape. B. d. T. Gründl. Ausbildg. in Haush. u. Wissensch. I. Empf. Gepr. Lehrkr. Gute Verpfleg. Prosp. u. Bild

Weimar, Junkerstr. 6. Töchterbildungsheim Elisabeth Krehan. Wissensch., gesellsch. u. häusl. Ausb. Sorgf. Pflege. Herzl. Fam.-Leb., Garten. Vorz. Empf.

Weimar- Süd, Töchterheim Arnoldi, wissensch., prakt., gesellsch. Ausb. Beste Pflege. mäß. Pr. vorz. Empf. d. d. Vorst.

Prospekte und Auskünfte über Unterrichts- und Erziehungsanstalten bitten wir von der Geschäftsstelle von Reclams Universum zu verlangen.

Wiesbaden, Dambachtal. Töchterheim Debberthin, Freseniusstr. 25. Staatl. konz. Zeitgem. Ausbdg. f. Haus u. Leben. Warm empf. Frau Oberlehrer Debberthin.

Wilhelmshöhe Töchterheim Berger Haushaltungsschule Landgraf-Carl-Straße 23 u. 40
Grdl. hauswirtschaftl. Ausbildung z. selbständ. Führung eines Haushalts. Wissensch. Unterricht. Vorträge von Prof. im Haus. Preis 1400 M. jährlich, 80 M. halbjährlich. Prosp. d. d. Vorsteherin. Empf. d. d. Eltern.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: i. V. Ernst Schwabe, Leipzig. Druck u. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16.

Zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

gegen Ausweisschein für die Universum-Abonnenten

Gute Bücher für jedermann

aus Reclams Universal-Bibliothek

Religiöse Literatur und Religionswissenschaft

Augustinus, Die Bekenntnisse. Übersetzt, eingeleitet u. m. Anmerk. vers. v. O. F. Lachmann. Nr. 2791–94. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Buddhas Leben und Wirken. Nach der chines. Bearb. von Açvagoshas Buddha-Carita und deren Übers. in das Englische durch Samuel Beal in deutsche Verse übertr. v. Th. Schultze. Nr. 3418-20. 75 Pf., geb. M. 1.20, Geschenkband M. 2.—.

Davids, T. W. Rhys, Der Buddhismus. Darstellung von Leben u. Lehren Gautamas, des Buddhas. A. d. Engl. übertr. v. Dr. Arthur Pfungst. Nr. 3941/42. 50 Pf., geb. 90 Pf.

„Davids ist nicht nur eine der größten Autoritäten auf dem Gebiete buddhistischer Forschung, sondern sein Buch faßt die letzten Resultate derselben zudem in einer so übersichtlichen, klaren Weise zusammen wie kaum ein anderes." (Allgemeine Zeitung.)

Feuerbach, Ludwig, Das Wesen des Christentums. Mit Einleit. u. Anmerk. herausgegeben v. Karl Quenzel. Nr. 4571–75. M. 1.25, geb. M. 1.80.

Hiob, Das Buch. Aus dem Grundtext übers. u. m. Erläut. vers. v. Franz Herrmann. Nr. 4046–48. 75 Pf., geb. M. 1.20.

Jesaja: Das Buch vam Prapheten Jesaja. Aus d. Grundtext übers. u. m. Erläut. vers. von Franz Herrmann. Nr. 3468–70. 75 Pf., geb. M. 1.20.

Koran, Der. Aus dem Arab. übertr. u. m. Einleit. vers. v. Max Henning. Nr. 4206–10. M. 1.25, geb. M. 1.80, Geschenkband M. 2.70.

Lamennais' Worte des Glaubens. Übers. v. Ludw. Börne. Mit Ergänzungen u. Vorwort v. Rob. Habs. Nr. 1462. 25 Pf.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgeg. von C. W. Hufeland. Nr. 350. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Liebmann, P. S., Klein. Handwörterbuch d. christlichen Symbolik. Nr. 3065/66. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Luther, Dr. M., An den christl. Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearb. m. Einl. u. Anm. v. K. Pannier. Nr. 1578. 25 Pf.

— Tischreden oder Colloquia. In Auswahl herausgeg. v. Fr. v. Schmidt. Nr. 1222–25. M. 1.—, geb. M. 1.50.

— Von der Freiheit eines Christenmenschen nebst zwei anderen Reformationsschriften. Bearb., mit Einl. u. Anmerk. v. K. Pannier. Nr. 1731. 25 Pf.

Die „Tischreden" behandeln nicht nur religiöse Fragen, sondern alle Gebiete menschlichen Lebens und sind hochbedeutsam, weil sich in ihnen Charakter und Persönlichkeit Luthers so klar aussprechen wie vielleicht nirgends sonst. Außer der wichtigen Kampfschrift „An den christlichen Adel" und dem wunderbar innigen, glaubensseligen Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen" enthält die Univ.-Bibl. noch einige weltliche Schriften Luthers, s. Gesamtkatalog.

Mathesius, M. J., Dr. M. Luthers Leben in 17 Predigten. Hrsg. von D. Gg. Buchwald. Nr. 2511–14. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Mathesius stand mitten in der großen religiösen Bewegung des Zeitalters und war ein Freund und Schüler Luthers. So war es ihm vergönnt, das Leben des großen Reformators aus eigenem Miterleben zu schildern. Das gibt seiner Sprache eine große Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Wärme.

Psalter, Der. Aus dem Grundtext übers. u. mit Erläut. vers. v. Frz. Herrmann. Nr. 3100. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Rehm, H. S., Mohammed und die Welt des Islam. Nr. 5803/4. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Renan, Ernest, Die Apostel. Aus dem Französ. v. D. Haek. Nr. 3181–83. 75 Pf., geb. M. 1.20.

—, Das Leben Jesu. A. dem Französ. v. Hans Helling. Nr. 2921–23. 75 Pf., geb. M. 1.20.

— Apostel u. Leben Jesu in einem Geschenkband M. 3.—

Der große Erfolg des vielumstrittenen, epochemachenden Renanschen Werkes ist in erster Linie seiner glänzenden Darstellungsweise zuzuschreiben.

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben

Versandvorschriften

Die Ausweisscheine dürfen außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen enthalten; sie sind als Drucksache (50 g 3 Pf. Porto) zu versenden. Der Porto-Ersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.

Zur Bestellung ist die jedem fünften Heft des Universums beigefügte Bestellkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 10 Pf. Porto) können Bestellungen auch auf dem Abschnitt vermerkt werden. Auf die Möglichkeit, Zahlungen auf Postscheckkonto spesenfrei vorzunehmen, wird besonders hingewiesen (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; für Österreich: Postsparkasse Wien Nr. 79 296.)

Ausweisschein Nr. 28

vom 12. April 1917, gültig bis 12. Oktober 1917 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 4 M. zahlen, erhalten für je 5 fortlaufend numerierte, mit genauer Adresse versehene Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind direkt an den Verlag unter Beachtung der nebenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 50 Pf. sind 5 Pf., für Sendungen über 50 Pf. bis 2 M. sind 10 Pf. als Portovergütung beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig

Hier ausschneiden! ↑

Ruth, Das Buch. Aus dem Grundtext übersetzt u. mit Erläuterungen versehen v. Frz. Herrmann. Nr. 4265. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Schleiermacher, Friedrich, Monologen. Eine Neujahrsgabe. Nr. 502. 25 Pf., geb. 60 Pf.

— Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. Nr. 587. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Spurgeon, Charles Haddon, Geistesstrahlen. Tausend ausgew. Stellen aus seinen Werken, übers. v. P. Lauterbach. 2 Bde. Nr. 4278–80. 4281–83. Je 75 Pf., geb. zus. M. 2.40.

Talmud, Lichtstrahlen aus dem. Herausgegeben von J. Stern. Nr. 1733. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Testament, Das Neue. Übersetzt in die Sprache der Gegenwart von Curt Stage. Nr. 3741–45. M. 1.25, geb. M. 1.80.

Tolstoi, Graf Leo N., Kurze Darlegung des Evangeliums. A. d. Russ. v. Paul Lauterbach. Nr. 2915/16. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Tolstois Absicht war, mit dieser Schrift seinen Lesern die Lehre Christi, von allen Zutaten befreit, in ihrer ursprünglichen Reinheit zugänglich zu machen, das Urchristentum wieder herzustellen. Ein deutscher Theologe schrieb über das Werk: „Tolstoi hat mich Luther lesen gelehrt."

Zittel, Emil, Die Entstehung der Bibel. 5. verb. Aufl. Nr. 2836/37. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Die Frage danach, wann, wo und von wem die einzelnen Schriften der Bibel verfaßt wurden, will das Buch beantworten und dadurch zum besseren Verständnis der Heiligen Schrift beitragen. Eine Literaturgeschichte der Bibel also gewissermaßen, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhend, aber durchaus volkstümlich geschrieben.

Aphorismen, Sprüche, Epigramme

Albumblätter. Stammbuchverse und Sprüche. Gesammelt u. herausgegeben von Franz-Boneisen. Nr. 2960. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Goethe-Schillers Xenien. Mit Einleit. u. erläut. Anmerk. von Ad. Stern. 2. Aufl. Nr. 402/3. 50 Pf., geb. 90 Pf., Geschenkband M. 1.80.

Die Ausgabe enthält nach einer sehr interessanten Einleitung die Xenien in der ursprünglichen Anordnung, die gleichfalls im Musenalmanach 1797 veröffentlichten „Tabulae votivae", „Vielen" und „Einer", ferner im Almanach ungedruckt gebliebene Xenien und endlich eine Anzahl Proben aus den Anti-Xenien.

Hille, Peter, Aus dem Heiligtum der Schönheit. Aphorismen u. Gedichte. M. Einleit. herausgeg. v. Fr. Droop. Nr. 5101. 25 Pf., geb. 60 Pf.

„Ein Schatz von Weisheit, Schönheit und Kunst. Droops Essay leitet gut in das mischfarben krause Wesen der Hilleschen Gedanken- und Gefühlswelt ein, die Auswahl verrät den Mann von Geschmack u. künstlerischer Sinnesart." (Otto Jul. Bierbaum.)

Indische Sprüche. Übers. von Ludw. Fritze. Nr. 1408. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Eine Kostprobe aus der reichen, eigenartigen Literatur des alten Kulturvolkes am Ganges, die den weitesten Kreisen einen Einblick in die Schätze indischer Spruchweisheit geben will.

Junggesellenbrevier. Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. Herausgegeben von Franz-Boneisen. Nr. 2707. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Klinger, F. M., Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. In Auswahl hrsgeg. v. R. v. Gottschall. Nr. 3524/25. 50 Pf.

Kunterbunt. Humoristische Allotria in Vers und Prosa. Herausgegeben von Franz-Boneisen. Nr. 3799. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Lichtenberg, G. C., Ausgew. Schriften. Herausgeg. m. Anmerk. von Eugen Reichel. Nr. 1286–89. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Lichtenberg hat kein einziges größeres, geschlossenes Werk hinterlassen, was wir aber an kleinen Aufsätzen, Fragmenten und einzelnen Bemerkungen von ihm besitzen, zeigt ihn als einen der feinsten, originellsten Köpfe, die Deutschland hervorgebracht hat.

Liebesbrevier. Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. Herausgegeben von Franz-Boneisen. Nr. 2850. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Literarische Salzkörner. Aphorismen. Gesammelt v. R. Räuber. Nr. 2578–80. 75 Pf., geb. 1.20.

„Diese ‚Salzkörner' bilden gleichsam die Quintessenz der Weltliteratur, in ihnen verdichtet sich die Erfahrung von Jahrtausenden, deren geistigen Niederschlag sie in Form eines fast unerschöpflichen Zitatenschatzes darstellen." (New Yorker Staatszeitung.)

Marc Aurels Selbstbetrachtungen. Nr. 1241/42. 50 Pf., geb. 90 Pf., Geschenkband M. 1.80.

Musikalische Aphorismen, Zitate aus den Werken großer Philosophen, Schriftsteller und Tonkünstler. Herausgeg. v. O. Girschner. 2. Aufl. Nr. 2401. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Nirwana. Perlen der pessimist. Weltanschauung. Herausgeg. v. Franz-Boneisen. Nr. 3140. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Plattdüdsche Sprückwörders. Hrsgeg. v. W. Schröder. Nr. 493. 25 Pf.

Rochefoucauld, F. de la, Maximen und Reflexionen. Aus dem Französischen v. Dr. Fr. Hörlek. Nr. 678. 25 Pf.

Eins der berühmtesten und auch interessantesten Bücher der französischen Literatur. Aus den knappen, pointierten, mitunter paradoxen, immer aber geistvollen und in vollendeter Form gebotenen Gedanken spricht ein typisch französischer, kühler, scharfer Intellekt.

Talmud, Lichtstrahlen aus dem. Von J. Stern. Nr. 1733. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben

Ausweisschein Nr. 28

vom 12. April 1917, gültig bis 12. Oktober 1917

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

....

....

....

....

Für fünf fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtig herrschenden außerordentlich schwierigen Verhältnissen im Buchgewerbe unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellungen stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Werke des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden.

↑ Hier ausschneiden!

823. 3/17. 70'.

Briefkasten.

B. B. B. Sie haben recht. Wir sollten uns nicht nur gegen entbehrliche Fremdwörter, sondern auch gegen die Vernachlässigung und Verlotterung unserer guten deutschen Sprache wehren. Und hier greift eine Krankheit um sich, die von den Reichsernährungsgesellschaften ausging. Sie nennen sie die Bebekrankheit, weil sie jedes Hauptwort durch Voranstellen der Silbe Be zu entstellen sucht. Es gibt z. B. seit einigen Monaten keine Lieferung von Kartoffeln usw. mehr, sondern nur noch eine Belieferung mit Kartoffeln usw. Bewirtschaftung, Beheizung, Beregnung, Behinderung, Belüftung liest man jetzt andauernd, und eine Reichsstelle sprach sogar von „gut berichteter" statt von gut unterrichteter Seite. Dieses häßliche Amtsdeutsch soll keinen festen Fuß in der deutschen Sprache fassen, und wir wollen daher mit Ihnen diese Sprachtorheiten ebenso entschieden bekämpfen wie die entbehrlichen Fremdwörter.

Gesundheitsrat.

M. Sch. in G. Wenn bei der Entfettungskur, wie sie jetzt alle Welt im Kriege unfreiwillig durchmacht, trotzdem so häufig unzeitgemäße Fettgeschwülste beobachtet werden, so liegt das natürlich nicht daran, daß sich das Fett, wie Sie meinen, an bestimmten Stellen des Körpers ausscheidet und ansammelt, sondern wahrscheinlich nur daran, daß bei der allgemeinen Abmagerung die bereits früher vorhandenen Fettknoten mehr in die Erscheinung treten. Die Fettgeschwülste sind gutartiger Natur, und solange sie nicht übermäßig wachsen und stören, braucht man nichts dagegen anzuwenden. Entfernen lassen sie sich nur durch eine Operation, und wenn sie einmal beseitigt sind, kommen sie nicht mehr wieder. Die Operation ist unbedenklich und kann bei lokaler Betäubung (wenn es sich um kleinere Geschwülste handelt) schmerzlos geschehen. Jedenfalls ist Ihre Besorgnis überflüssig.

Beachtenswerte Mitteilungen

Einwandfreier Erfolg der Wünschelrute. Die Gutsherrschaft Görlsdorf bei Luckau in der Lausitz hatte schon mehrere Jahre nach genügend und gutem Wasser gegraben, leider vergeblich. Angelegte Tiefbrunnen hatten keine entsprechende Ergiebigkeit. Nunmehr suchte der Hydrotekt Herr Richard Kleinau aus Cöthen in Anhalt im Auftrage des Herrn Geheimrat Hardt, Berlin C, Unterwasserstraße 7, das Terrain mittels seiner Metallwünschelrute und sonstigen Hilfsapparaten ab, und bestimmte in unmittelbarer Nähe eines früher angelegten, nicht ergiebigen Tiefbrunnens einen Punkt, wo mit 138 m Enttiefe ein guter Quellenlauf erschlossen werden konnte. Die Bohrung ist jetzt fertiggestellt, bei 120 m Tiefe wurde der oberste Horizont des von Herrn R. Kleinau aufgesuchten Quellenlaufes erbohrt, und zwar so viel Wasser, daß ein Weiterbohren unmöglich war; 7 m über Terrain läuft die Quelle noch stark aus und fließt so durch eigenen Druck zwecks Versorgung der Molkerei und des Gutsgehöfts. Es ist hier wieder einmal einwandfrei bewiesen, wie wertvoll derartige Untersuchungen sind, wenn sie von geübter Hand ausgeführt werden.



Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: i. V. Ernst Schwabe in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Österreich-Ungarn und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16.